

Görres-Gesellschaft

zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland

Jahresbericht
der
Görres-Gesellschaft
1938

Erstattet vom Generalsekretär

Dr. Arthur Allgeier

Professor an der Universität Freiburg i. B.

1939

Kommissionsverlag J. P. Bachem G. m. b. H. Köln

Inhaltsübersicht

Erster Teil: Das Jahr 1938

I. Allgemeine Übersicht	5
II. Einzelne Arbeiten	10

Zweiter Teil: Nachrufe

Heinrich Finke († 19. 12. 1938)	15
Prinz Johann Georg († 23. 11. 1938)	49
In memoriam F. X. Bachem	57

Dritter Teil: Wissenschaftliche Beiträge

Zum 50jährigen Jubiläum des Historischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Rom (Das Concilium Tridentinum). Von Sebastian Merkle	59
Das Psalmenbuch des Konstanzer Bischofs Salomon III. in Bamberg. Eine Untersuchung zur Frage der mehrspaltigen Psalterien von Arthur Allgeier	102
Der Geist als Lebensprinzip der Religiosität. Von Joseph Pascher	122

*

25 Jahre Görresschrifttum, 1911 — 1936. Von Robert Stein unter Mitarbeit von Heinrich Schreiber	134
---	-----

*

Tell-el-Drême 1939	148
------------------------------	-----

Erster Teil

Das Jahr 1938

I. Allgemeine Übersicht

Der Jahresbericht erscheint wieder viel später, als versprochen und geplant. Die Ursachen liegen in dem traurigen Zwischenfall, von dem die Mitglieder bereits Kenntnis erlangt haben und wovon in diesen Blättern noch ausführlich die Rede sein muß. Möge aber der geneigte Leser über dem mannigfaltigen Inhalt seine eigene Mitgliedschaft mit ihren satzungsmäßigen Wirklichkeiten nicht ganz übersehen. Daran will der aufgeklebte Zettel höflich erinnern und fügt die erforderliche Nummer bei. Wer seinen Beitrag schon bezahlt hat, dem danken wir; für ihn ist die Mahnung nicht da. Aber der Einfachheit halber lautet die Bitte allgemein. Unter den freundlichen Zuschriften auf den letztjährigen Bericht kam auch eine temperamentvolle Anregung aus Schlesien, warum wir den Jahresbericht nicht aufgeschnitten liefern. Wir sind natürlich ohne weiteres bereit, überlasteten Freunden die Lektüre zu erleichtern, werden aber aus fachkundigen Kreisen darauf hingewiesen, daß dem Buchbinder unbeschnittene Hefte erwünschter sind. So glaubten wir, ohne eine allgemeine Abstimmung herbeigeführt zu haben, es auch diesmal beim alten lassen zu dürfen. Wir sind aber für freie Meinungsäußerungen immer dankbar.

Die Vorbereitung des Berichtes über das Jahr 1938 war im Dezember im vollen Gang und war in Einzelheiten schon vorher Gegenstand der Besprechungen, die der Generalsekretär mit dem Präsidenten im Dezember wöchentlich am Sonntagnachmittag zu haben pflegte. Noch am Sonntag, dem 18. Dezember, versprach er beim Auseinandergehen, daß er nun Muße zu finden hoffe, um seinen eigenen Beitrag, den geplanten Vortrag für Bamberg und die Übersicht über die spanischen Arbeiten, druckfertig zu machen. Eine Reihe innerer und äußerer Hindernisse, die ihn immer wieder gestört hätten,

hoffe er über die Weihnachtstage überwunden zu haben, und auf Neujahr könne ich bestimmt mit dem Abschluß rechnen. Da wurde ich am Montagabend, als ich mich eben selber wieder an die Arbeit begeben wollte, angerufen: „Soeben ist Geheimer Rat Finke gestorben!“

Damit hat der Herr über Leben und Tod dem Jahre 1938 einen anderen Abschluß gesetzt, als wir ihn vorgesehen hatten. Bis zum letzten Tage bildete die Görres-Gesellschaft eine der vornehmsten Sorgen von Präsident Finke. Ihre Arbeiten, namentlich das Concilium Tridentinum und die Spanischen Forschungen, aber auch das Wohl und Wehe der vielen Mitglieder, die mit ihm in lebhaftem Verkehr standen, nicht zuletzt das Schicksal der spanischen Freunde und der Plan der nächsten Generalversammlung, beschäftigten ihn bis zum letzten Atemzuge. Von allem, was ein- und auslief, sogar vom Kleinsten, wünschte er verständigt zu sein. Nichts freute ihn mehr, als wenn alte Bekannte ihn besuchten und von nah und fern erzählten. Solche Stunden ermüdeten ihn nicht, und mit Befriedigung konnte er berichten, wie gestern oder vorgestern ein Gast dem anderen die Türe gereicht und die Stühle im kleinen Eckzimmer nicht ausreichen wollten, jedem einen Platz anzubieten. Was Heinrich Finke als Mensch und Gelehrter, als Lehrer und als Präsident der Görres-Gesellschaft war, wird an anderer Stelle darzulegen versucht werden.

Auf einem Kärtchen, das der Heimgegangene vor der letzten spanischen Reise 1931 geschrieben hatte, stand der Entwurf seiner Todesanzeige. Auf der Rückseite steht folgende Bemerkung:

„Mein Wille ist, daß, wenn ich auf der Reise sterben sollte, ich still und einfach in Spanien mit möglichster Schonung der Ausgaben begraben werde.

Sterbe ich in Freiburg, so will ich eine stille Beerdigung, an der nur die Meinigen und ein paar Freunde teilnehmen.

Dagegen wünsche ich ein ganz feierliches Seelenamt mit Einladung in Zeitung. Darin darf, falls es paßt, nur besonders gesagt werden, daß ich in allen Irrungen und Wirrungen meines Lebens ein treuer katholischer Gelehrter hätte sein wollen.“

Dementsprechend haben wir ihn am Donnerstag, dem 22. Dezember, ohne besondere Feierlichkeiten und Reden auf dem Freiburger Gottesacker im Schatten der Magdalenen-Kapelle zur letzten Ruhe bestattet; neben ihm liegt sein geschätzter Schüler und späterer Kollege Emil Göller, und in derselben Reihe folgen Gottfried Hoberg, Karl Braig und Cornelius Krieg. Die andere Bestimmung vom möglichst feierlichen Gottesdienst führte der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg, Dr. Conrad Gröber, so aus, daß er des anderen Morgens ein Pontificalrequiem im Münster hielt.

So steht die Görres-Gesellschaft am Ende des Jahres 1938 trauernd am Grabe ihres dritten Präsidenten. Der Tod hat auch sonst in unseren Reihen Ernte gehalten:

Aus dem B e i r a t ist gestorben:

Prinz Johann Georg Herzog von Sachsen, Freiburg i. Br.

Ferner beklagen wir den Tod folgender lebenslänglicher Mitglieder:

Geheimer Kommerzienrat Joseph Cremer, Dortmund.

Erzpriester Wilhelm Grötschel, Queissen.

Studienrat Dr. Peter Landvogt, Düsseldorf.

Diözesanpräses Johann B. Lohr, München.

Studienrat Karl Ritter, Urdingen.

Kaufmann Wilhelm Röttgen, Siegburg.

Clotilde Schenz, Freiburg i. Br.

Studienprofessor Ludwig Schranz, Maikammer.

J. W. Storp, Bottrop i. W.

O r d e n t l i c h e M i t g l i e d e r :

Archivdirektor Dr. Hermann Baier, Karlsruhe.

Domdekan Msgr. Bernhard Beckschäfer, Osnabrück.

Geh. Landgerichtsrat Böckenförde, Kassel-Wilhelmshöhe.

Sanitätsrat Dr. J. Bodenbach, Koblenz.

Dekan Joseph Boher, Tann.

Professor Leopold Börsig, Heidelberg.

Pfarrer und Rämmerer Joseph Braun, Alt-Eglosheim.

Domkapitular Prälat Karl H. Cohen, Köln.

Univ.-Dozent Dr. W. Deinhardt, Würzburg.

Professor J. Dünnebacke, Dortmund.

Pfarrer J. Ebert, Waldhilsbersheim.

Pfarrer Leo Endrich, Werneck.

Professor Dr. M. Gerhard, Koblenz-Moseltweiß.

Seminarprofessor A. Graf, St. Peter.

Dechant B. Haard, Olde i. W.

Geh. Rat. Dr. H. Held, Regensburg.

Direktor Albert Hilsmann, Berlin.

Pfarrer J. Hoffmann, Weilerswist.

Oberregierungsrat Ph. Keßler, Würzburg.

Pfarrer Jakob Kloß, Becond (Mosel).

Pfarrer Johannes Krüll, Monheim.

Studienrat A. Nyland, Beckum i. W.

Domkapitular Prof. Dr. N. Peters, Paderborn.

Amtsanwaltschaftsrat a. D. G. Pohl, Breslau.

Landgerichtsdirektor a. D. Dr. K. Freiherr von Rüpplin, Konstanz.

Justizrat Adolf Salzmann, Münster i. W.

Domkapitular Prälat Dr. J. Sester, Freiburg i. Br.

Rektor W. Sondergelt, Hünfeld.

Bischof Dr. A. Scheiwiler, St. Gallen (Schweiz).
Dekan A. Schwab, Röttingen a. d. L.
Dompropst Dr. Th. Stahler, Würzburg.
Geistl. Rat A. Stern, Zell i. W.
Pfarrer Dr. A. Traurich, Thörnich (Mosel).
Stiftspropst J. Troxler, Beromünster (Schweiz).
Studienrat a. D. Msgr. M. Waldeck, Saarburg.
Professor Dr. F. Wuz, Eichstätt.

T e i l n e h m e r :

Geistl. Rat J. Altmannshofer, Zeillarn.
Pfarrer J. Bauer, Maria kirchen.
Pfarrer J. Dick, Gehen.
Pfarrer Wilhelm Grein, Niedereschach.
Pfarrer Andreas Halter, Schweighausen.
Pfarrer Karl Hefner, Dittigheim.
Reichsgerichtsrat a. D. J. Keller, Osnabrück.
Pfarrer Chr. Kiesler, Edweisbach.
Definitör F. J. Klein, Baal.
Pfarrer H. Knicke, Dingelbe.
Kommorant G. Kurringer, Türkheim.
Pfarrer Th. Lamh, St. Blasien.
Stadtpfarrer Prälat H. Martin, Baden-Baden.
Dekan i. R. L. Müller, Montabaur.
Pfarrer H. Nienhoff, Münster i. W.
Pfarrer J. v. Nooh, Kaldenkirchen.
Wallfahrtspriester R. Oblinger, Auf dem Kobel.
Geheimrat Dr. A. Schmedding, Münster i. W.

Unter den Toten gedenken wir schließlich schon in diesem Jahresbericht des Heiligen Vaters P i u s' XI. († 10. 2. 39). Er hat während seines ganzen Pontifikates an den Arbeiten unserer Gesellschaft lebhaften und tätigen Anteil genommen. Schon bald nach seiner Thronbesteigung hat er uns Beweise seltenen Wohlwollens gegeben. Als es sich 1922 darum handelte, den 9. Band des Concilium Tridentinum zu Ende zu führen, für dessen erste Hälfte 250 000 Mark vorgesehen waren, und die Inflation alle gesammelten Gelder verschlang, hat er auf die Empfehlungen des Münchener Nuntius P a c e l l i dem Präsidenten v. Grauert bei dessen Besuch 50 000 Lire in die Hand gedrückt; nach einigen Monaten folgte mit einem huldvollen Handschreiben eine weitere Gabe. Auch 1930 hat der Papst helfend eingegriffen, und der letzte Band XIII,1 ist auf seine Kosten in der Vatikanischen Druckerei hergestellt worden. Wir erinnern uns ehrfurchtsvoll daran in tiefer Dankbarkeit.

Wegen der gespannten Weltlage mußte die *Generalversammlung* ausfallen. Sie war für die Tage vom 3. bis 6. Oktober für Bamberg geplant. Der Ortsausschuß hatte sich unter der umsichtigen und tatkräftigen Leitung Seiner Magnifizenz des Herrn Rektors, Prof. Dr. B. Kraft, gebildet, und Seine Exzellenz der Hochwürdigste Herr Erzbischof Dr. Jacobus von Hauck hatte freudig das Protektorat der Tagung übernommen. Im einzelnen waren folgende Redner vorgesehen:

Prof. Dr. Allgeier, Freiburg i. Br.: Der Psalter des Konstanzer Bischofs Salomon III. in Bamberg.

Prof. Dr. Dr. h. c. (Athen) E. Drexler, Nijmegen: Die Stammesanlagen als Wurzeln der griechischen Dichtung.

Geheimrat Prof. Dr. Eichmann, München: Reichsinsignien und Kaiserornat im Mittelalter (mit Lichtbildern).

Prof. Dr. A. Fuchs, Paderborn: Die ursprüngliche figürliche Ausstattung des Annoschreins zu Siegburg (mit Lichtbildern).

Geheimrat Prof. Geyser, München: Die Wirklichkeit und das sogenannte Selten.

Prof. Dr. A. Gierera, Barcelona, 3. St. Burgos: Die sprachliche Stellung des Baskischen.

Rektor Prof. Dr. Kraft, Bamberg: Die Entwicklung der evangelischen Bibelsummarien vom 4. bis 14. Jahrhundert.

Prof. Dr. H. Mayer, Bamberg: Bamberger Kunst (mit Lichtbildern).

Prof. Dr. A. Mayer-Pfannholz, Passau: Phasen des Mittelalters.

Geheimrat Prof. Dr. G. Merkle, Würzburg: J. A. Möhler.

Prof. Dr. Pascher, München: Der Geist als Lebensprinzip für die Religiosität der Gegenwart.

Prof. Dr. J. Vives, Barcelona, 3. St. Berlin: Über altchristliche Inschriften in Spanien (mit Lichtbildern).

Die Referate sind inzwischen zum Teil im Historischen und Philosophischen Jahrbuch, auch im Hochland, erschienen. Einige werden diesem Jahresbericht beigegeben, andere folgen bono Marte.

II. Einzelne Arbeiten

Das Philosophische Jahrbuch

Der 51. Jahrgang (1938) des Philosophischen Jahrbuchs umfaßt 32 Bogen. Er bringt zehn Abhandlungen, von denen drei auf die systematische Philosophie und sieben auf die Geschichte der Philosophie entfallen. Dazu kommen noch Sammelberichte und Rezensionen, in denen 127 philosophische Neuerscheinungen besprochen werden, sowie Miscellen und Nachrichten.

Fragen der systematischen Philosophie behandeln die folgenden Aufsätze: Gladen, Kommentar des Lachens; H. Scholz, Die mathematische Logik und die Metaphysik; Wittmann, M., Gesetz und Sittengesetz.

Die Geschichte der Philosophie ist durch die folgenden Abhandlungen vertreten: Chr. Ertel, Von der Phänomenologie und jüngeren Lebensphilosophie zur Existentialphilosophie M. Heideggers; M. Grabmann, Die Löwener Neuscholastik und die geschichtliche Darstellung und handschriftliche Erforschung der mittelalterlichen Philosophie im Lichte neuester Veröffentlichungen; B. Jansen S. J., Die Pflege der Philosophie im Jesuitenorden während des 17./18. Jahrhunderts; G. Köhler, Nietzsche und der Katholizismus; A. Maxsein, Der Begriff der Geltung bei Locke; Sander, Bohles Raumanschauung; E. Winter, Aus der Briefmappe des Priesterphilosophen Bernard Bolzano.

Ed. Hartmann.

Das Historische Jahrbuch

Zwei Doppelhefte des 58. Bandes haben in ihrem Erscheinen leider unliebsame Verzögerungen erfahren. Das erste bringt folgende Aufsätze und Beiträge:

Philipp II. und die Einführung des burgundischen Hofzeremoniells in Spanien.

Von Prof. Dr. Ludwig Pfandl in München.

Der Schriftstellerkatalog des Anton Gheylhoben von Rotterdam. Von Univ.-Prof.

Dr. Paul Lehmann in München.

Die Areopagitika des Abtes Hilduin von St. Denis und ihr kirchenpolitischer Hintergrund. T. II (Schluß). Von Univ.-Prof. Dr. Max Buchner in München.

Über Ursprung und Verbreitung der spanischen Ara. Von Prof. Dr. José Vives in Berlin.

Der altmärkische Bistumsplan Heinrichs von Gardelegen. Von Dr. Helmut Beumann in Berlin.

Die frühesten Mainzer Weihbischöfe. Von Prof. Dr. Heinrich Otto in Wiesbaden.

Mittellateinische Verse beim Schwäbischen Mystiker Heinrich Geuse. Von Univ.-Prof. Dr. Paul Lehmann in München.

Der Humanist Nikolaus Ellenbog zur Frage der bäuerlichen Leibeigenschaft. Von Prof. Dr. Friedrich Zoepfl in Dillingen a. D.

Der Ausgang der Reaktionszeit in Preußen im Spiegel der nassauischen Gesandtschaftsberichte. Von Prof. Dr. Albert Henche in Wiesbaden.

Das Heft enthält ferner drei Nekrologe: Otto Riedner (Elemens Bauer); Hermann Baier (Heinrich Finke); Ulrich Stutz (Karl Otto Müller).

Oriens Christianus

Im Berichtsjahr erschienen:

Aufsätze: Bd. 34, Heft 2:

Baumstark, Ein „Evangelium“-Zitat der manichäischen Kephalaia.

Mader, Ein Bilderzyklus der Gräberhöhle der St. Euthymius-Laura. (Chirbet el Ward) in der Wüste Juda (Schluß).

Texte und Übersetzungen:

Engberding, Die syrische Anaphora der Zwölf Apostel und ihre Paralleltexte.

Euringer, Die äthiopische Anaphora unserer Herrin Maria (Schluß).

Mitteilungen, Forschungen und Funde:

Schneider, Ziegelstempel aus Konstantinopel.

Puttrich-Reignard, Bericht über die Frühjahrsgrabung 1937 auf Chirbet el-Minje.

Aufsätze: Bd. 35, Heft 1:

Baumstark, Erbe christlicher Antike im Bildschmuck eines arabischen Evangelienbuches des 14. Jahrhunderts.

Schneider, Das Kalamonkloster in der Jerichoebene.

Texte und Übersetzungen:

Graf, Die Eucharistielehre des Nestorianers Ibn Butlân (11. Jahrh.).

Euringer, Das Hohelied des „Bundes der Erbarmung“.

Mitteilungen, Forschungen und Funde:

Baumstark, Der Cambridger Text des mittelniederländischen Leben van Jezus.

Schneider, Bemerkungen zum neuen Bericht über die neuen Grabungen in Chirbet el-Minje.

Literaturbericht von Hefening.

Beide Hefte enthalten außerdem eine Reihe von Besprechungen.

(Das 2. Heft des 35. Bandes ist im Druck.)

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

Erschienen ist Band XXI, 2. Heft: A. Allgeier, Die Chester Beatty-Papyri zum Pentateuch. Untersuchungen zur älteren Überlieferungsgeschichte der Septuaginta. Im Druck abgeschlossen ist: A. Dyrhoff, Aristoteles über das Greisenalter und andere Peripatetika.

Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft

Veröffentlicht wurde:

77. Heft, Die Exemption nach geltendem kirchlichen Recht. Mit einem Überblick über die geschichtliche Entwicklung, von Dr. P. A. Scheuermann.

Im Druck abgeschlossen ist:

78. Heft, Bauer und Kirche im deutschen Mittelalter, von Dr. theol. Dr. phil. Joseph Höffner.

In Vorbereitung befindet sich als Heft 79 eine Arbeit von Dr. P. Dausend über das Interrituale Recht.

Römisches Institut

Ständiger Stipendiat war Dr. Joachim Birkner. Vorübergehend arbeitete Dr. Hubert Jedin. Seit Oktober ist Dr. Hermann Hoberg aus Osnabrück eingetreten.

Am 31. Mai hat der Präsident, begleitet von Dr. Jedin, Papst Pius XI. in Castel Gandolfo Band XI: G. Buschbell, Epistulae und XIII, 1: H. Jedin, Tractatus des Concilium Tridentinum persönlich überreichen können.

Concilium Tridentinum

Band XIII, bearbeitet von H. Jedin, ist im Sommer erschienen. Von Band VII (J. Birkner) sind schon 20 Bogen gesetzt. Erfreulich geht der Druck von Band VI (Freudenberger) voran.

Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstl. Hof- und Finanzverwaltung 1316/78

Nachdem R. H. Schäfer die Ausgabebände der Avignoner Päpste zu Ende geführt hat, hat Hermann Hoberg seit Sommer 1938 die Bearbeitung der noch ausstehenden Einnahmebände in Angriff genommen.

Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte

Von R. H. Schäfer ist das vierte Buch von „Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien“ druckbereit.

Das orientalische Institut in Jerusalem

Ein Rückblick

Ein Ruhmesblatt des Instituts sind die Leistungen, die es in der Nachkriegszeit auf dem Gebiete der **Ausgrabungen** aufzuweisen hat. Zunächst sind die überraschenden und in der ganzen archäologischen Welt anerkannten Ergebnisse der Grabungen Dr. Maders in Rāmet et-Chalil zu nennen, wo die ehemals sehr verschieden gedeuteten zutage liegenden Mauerzüge durch ihn als Reste des uralten Abrahamheiligtums erkannt wurden, das in christlicher Zeit durch eine eigenartige Kirchenanlage ausgezeichnet wurde. Der Gesamtbericht darüber steht noch aus; Einzelberichte sind im Oriens Christianus, Heiliges Land, Biblica erschienen.

Dr. Mader hat sich dann den Ruinenstätten auf dem Besitztum des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande am See Genesareth zugewandt, wo zunächst die Ausgrabung der Brotvermehrungskirche in Angriff genommen wurde, die bereits durch den ersten Stipendiaten, Dr. Karge, durch vorläufige Sondierungen festgestellt worden war. Die Arbeit Maders, deren Ergebnisse in der ganzen Welt größtes Interesse fanden, wurde dann durch Dr. Schneider vollendet, der den Bericht im 4. Bande der Collectanea Hierosolymitana vorlegte; eine englische Übersetzung Church of the Multiplying of the loaves and fishes, edited by A. A. Gordon, London 1937, durch die Mitteilungen über die bei der Fixierung der Mosaiken gefundenen Reste einer älteren Kapelle erweitert, zeugt von der großen Bedeutung, die man den Funden beimmaß. Durch den Schutzbau, den der Deutsche Verein vom Heiligen Lande darüber errichten ließ, sind die einzigartigen Mosaiken für die Zukunft gesichert.

Die Grabungen an einer anderen Stelle auf dem Besitztum des Vereins, Chirbet Minje, wurden ebenfalls von Dr. Mader und Dr. Schneider begonnen und von Dr. Puttrich-Reignard mit Unterstützung der Berliner Museen weitergeführt; sie brachten die überraschende Auffindung eines früh-arabischen Kastells, das mit schönen Mosaikfußböden ausgestattet war; vorläufige Berichte darüber wurden im Oriens Christianus, Heiliges Land und im letzten Jahresbericht der Görres-Gesellschaft gegeben. Es ist zu hoffen, daß weitere Grabungen auch Funde aus byzantinischer und römischer Zeit in größerem Umfange als bisher bringen werden,

so daß vielleicht auch wichtige topographische Fragen (Lage von Rapharnaum? eines Bethsaida am Westufer?) eine Klärung finden.

Ein dritter Platz auf dem Besitztum des Vereins, der Tell-el-'Drême, der wohl die älteste Siedlung am See birgt, harret nach verschiedenen Probegrabungen der endgültigen Freilegung; die Bedeutung der Ortslage legt dem Institut die Pflicht auf, die bereits gefaßten Pläne der Ausgrabung zu verwirklichen.

Als Publikationsorgan für größere literarische Studien wurden die *Collectanea Hierosolymitana* gegründet, deren erster Band gleich ein voller Erfolg war: es war dies das für die Vor- und Frühgeschichte Palästinas neben Vincents *Canaan* grundlegende Werk von Paul Karge († 1922), Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens (1918), das schon nach wenigen Jahren neu aufgelegt werden mußte, eine für ein streng fachwissenschaftliches Werk nicht häufige Erscheinung. Der 2. Band der Coll. (1923) führt in ein anderes Gebiet aus dem Arbeitskreise des Instituts, der Geschichte der orientalischen Kirchen: Graf, Ein Reformversuch innerhalb der koptischen Kirche im 12. Jahrhundert, in dem der Verf. eine kirchen- und liturgiegeschichtlich interessante Episode untersucht. Topographie, Archäologie und Ordensgeschichte des Karmels erfahren eine wesentliche Förderung im 3. Bande: Kopp, Elias und das Christentum auf dem Karmel. Band 4 (1934) enthält den oben bereits erwähnten Ausgrabungsbericht: Schneider, Die Brotvermehrungskirche von et-tabga am Genesarethsee und ihre Mosaiken.

Zahlreich sind die kleineren literarischen Arbeiten, die von den Stipendiaten über verschiedene Fragen des Aufgabenbereichs des Instituts — Archäologie, Geschichte, Bibelwissenschaft, orientalische Kirchenkunde und Liturgie — in deutschen wissenschaftlichen Organen veröffentlicht worden sind. Sie hatten aber auch den Plan gefaßt, ein größeres Gebiet als Sonderaufgabe zu bearbeiten, ein *Corpus Basilicarum Palaestinensium* zu schaffen, das die zahllosen, besonders in jüngster Zeit durch Ausgrabungen und Forschungen gewonnenen Kenntnisse über die christlichen Kirchen Palästinas zusammenfassen sollte. Die Ungunst der Zeiten verhindert bisher den Plan über die ersten Anfänge hinaus zu fördern; für die unmittelbare Gegenwart mag es ein wenn auch schwacher Trost sein, daß auch die anderen wissenschaftlichen Institute Palästinas durch die politische Lage lahmgelegt sind; wir empfinden es aber als eine Ehrenpflicht, das Unternehmen nicht aus dem Auge zu verlieren, um auch auf diesem Gebiete unserm deutschen Institut einen Platz neben denen der anderen Nationen wieder zu gewinnen.

Die Verhältnisse haben es leider auch mit sich gebracht, daß seit mehreren Jahren weder ein Direktor noch Stipendiaten an das Institut geschickt werden konnten. Wohl hat Dr. Kopp in Haifa die Aufgabe übernommen, bei gelegentlichen — heute sehr erschwerten — Besuchen die Interessen des Instituts zu überwachen; bei aller persönlichen Eignung Dr. Kopp's ist es aber ein auf die Dauer unhaltbarer Zustand, daß unser Institut nur aushilfsweise vertreten ist. Wenn kein ständiger Leiter am Platze ist, so verschwindet unsere deutsche Arbeit völlig in den Augen der maßgebenden Persönlichkeiten der Institute anderer Nationen, und das muß notwendig eine Minderung des wissenschaftlichen Ansehens und Einflusses des deutschen Namens zur Folge haben!

Eine größere Arbeit von Dr. Kopp über die archäologischen Grabungen in Palästina ist (als Beiheft des Deutschen Vereins vom Hl. Lande) im Druck; die dankenswerte Zusammenstellung, die auch mit Plänen und Abbildungen versehen

ist, wird sicherlich von allen Interessenten sehr begrüßt werden. Dr. Kopp hat auch eine Schrift über die Heiligtümer Nazareths in Druck, die im Journal of the Palestine Oriental Society erscheint; ebenso will er jetzt Kana behandeln.

A. Rücker

Die spanischen Forschungen

Trotz der Erschwerungen, die der Krieg in Spanien für die hier gesteckten Forschungsziele mit sich brachte, konnten im Berichtsjahre die vorgesehenen Aufgaben erfolgreich weitergeführt werden. H. Finke und J. Vincke benutzten eine Italienreise, um mit dort weilenden spanischen Gelehrten persönlich in Verbindung zu treten. Zu der angesagten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft entsandte die nationalspanische Regierung einen Vertreter. Auf der Vortragsliste der GV. war J. Vives mit einem Vortrag über die christlichen Inschriften Spaniens angekündigt.

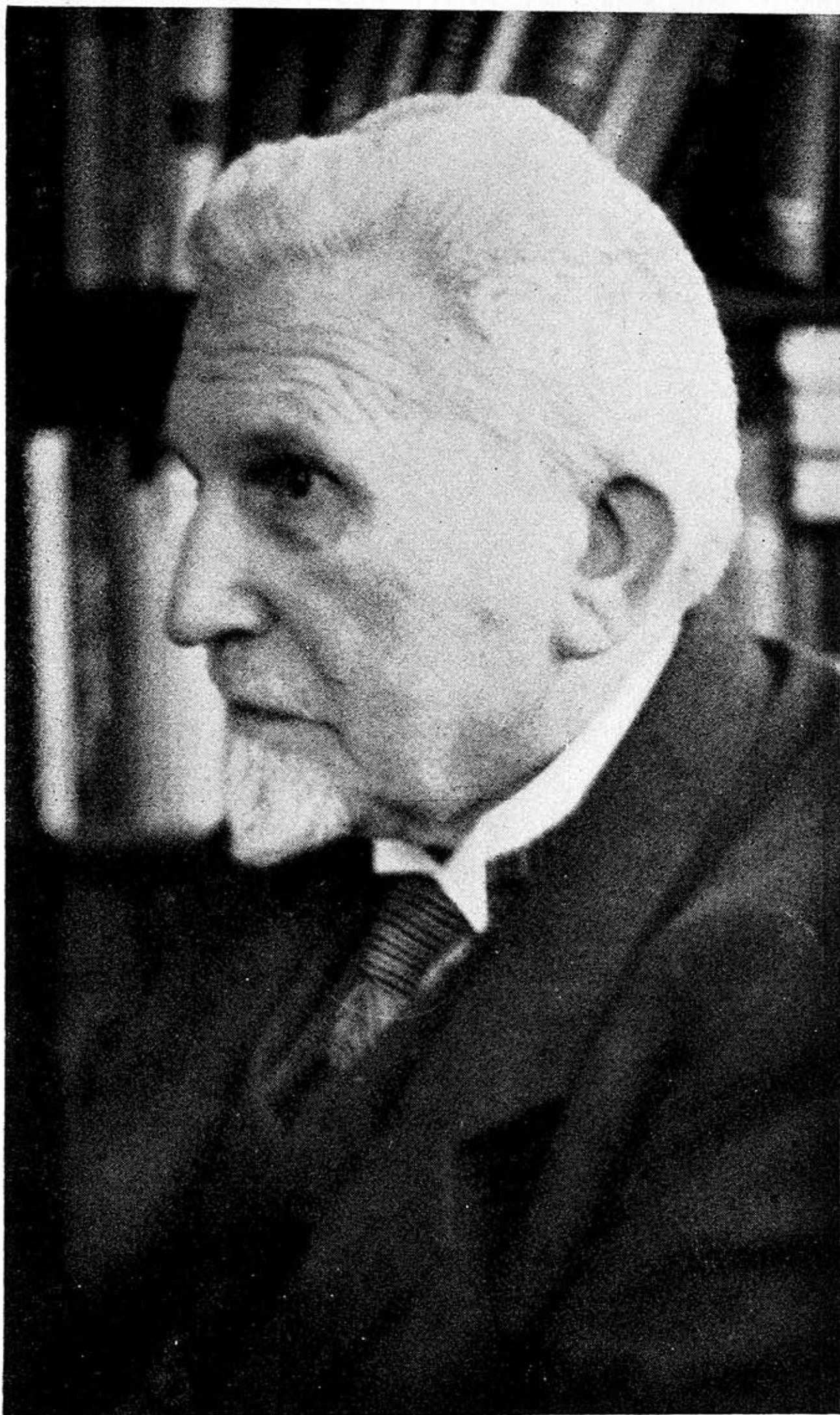
Die zweite Reihe der Span. Forsch. bietet ihren 4. Band (208 S.) dar, in dem Mauricio de Triarte den span. Arzt Juan Huarte de San Juan und dessen 1575 herausgegebenes „Examen de ingenios“ (Prüfung der Befähigung für wissenschaftliche Berufe) behandelt, ein Verfahren, das in dem lebhaften Interesse Lessings auch bei uns Deutschen Beachtung fand und in manchem als eine Vorwegnahme von Ideen der neuesten Zeit anmutet.

In der ersten Reihe der Span. Forsch., den „Gesammelten Aufsätzen zur Kulturgeschichte Spaniens“, ist der 7. Band erschienen, zu dem vier Spanier und fünf Deutsche je einen Beitrag beisteuerten, darunter auch der Herausgeber selbst, der noch einmal in gewohnter Meisterschaft die Bedeutung des Kronarchivs zu Barcelona für die spätmittelalterliche Geschichte schilderte. Die (vielleicht) letzte Abhandlung, die seine Feder niederschrieb, ist somit nicht nur zu einer bleibenden Deutung seiner eigenen spanischen Arbeiten geworden, sondern zugleich auch zu einem neuen Wegweiser für die Forschungsaufgaben der Zukunft.

Nicht zuletzt für die Pflege der wissenschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Spanien wird Heinrich Finke noch lange richtunggebend bleiben. Sein spanischer Nachlaß, den er teilweise noch selbst bearbeiten wollte, teilweise Freunden und Schülern zur Verarbeitung überließ, würde mehrere stattliche Bände beanspruchen; hoffentlich kann er eines Tages der Öffentlichkeit übergeben werden.

Den 5. Band der zweiten Reihe, in dem M. Seidlmayer die Anfänge des Großen Abendländischen Schismas in Spanien vorlegt, hat Finke selbst noch dem Druck übergeben. Für den 8. Band der „Gesammelten Aufsätze“ hat er selbst noch die Mitarbeiter festgelegt.

J. Vincke



By Jim B.

Zweiter Teil

Nachrufe

Heinrich Finke († 19. 12. 1938)

Die Görres-Gesellschaft ist unerwartet ihres dritten Präsidenten beraubt worden, der nach dem Gründungspräsidenten, Freiherrn v. Hertling (1876 bis 1919) und dessen Nachfolger v. Grauert (1919—1924) im hohen Alter von fast 70 Jahren die Leitung im Jahre 1924 übernahm und sie bis in sein 84. Lebensjahr mit größter Frische und Energie ausgeübt hat. Bis wenige Stunden vor seinem Tode war er an seinem Schreibtisch tätig, empfing Besuche, konferierte mit Herren vom Vorstand, schrieb Briefe (den letzten 18. 12. an seinen alten Freund Dr. Paul M. Baumgarten), las seiner seit 28 Jahren kranken Gattin vor, veröffentlichte noch wenige Monate vor dem Ende sein letztes kleines Buch über Hansjakob als Historiker (Freiburg 1938) und war mit seinen Gedanken und Sorgen tagaus, tagein bei den Arbeiten, Stipendiaten, Veröffentlichungen der Gesellschaft. Am Montag, dem 19. Dezember 1938, fühlte er sich nachmittags, etwa um 16 Uhr, unwohl und schickte seiner seit vielen Jahrzehnten um ihn sorgenden Haushälterin Elise, die ihn veranlaßte, das Studierzimmer mit dem Schlafzimmer zu vertauschen. Der rasch herbeigerufene Arzt stellte einen Herzkrampf fest und schaffte durch Einspritzung und Umschläge in kurzer Zeit Linderung. Als er um 18 Uhr etwa wiederkam und die Behandlung wiederholte, bat der Kranke um Herbeirufung seines Pfarrers. Er zeigte dabei eine völlige Ruhe, bat, nicht den alten Vater, bei dem er noch vor kurzem seine Adventsbeichte abgelegt hatte, zu bemühen, weil die Nacht kalt und schneereich war, sondern den in etwas jüngeren Jahren stehenden Pfarrer selbst zu rufen, und gab so seinem Verlangen nach den Sterbesakramenten Ausdruck. Der Arzt glaubte nicht an ein baldiges Ende, sondern versprach

ihm, von etwa 21 Uhr an bei ihm zu wachen, ihm einen ruhigen erquickenden Schlaf zu verschaffen, und riet ihm, nach diesem Schlaf im Laufe des kommenden Vormittags die heiligen Sakramente zu empfangen. Als um 19 Uhr die Haushälterin beim Abendessen Frau Finke betreute, wachte die ebenfalls seit Jahrzehnten im Haushalt beschäftigte Dienerin Bertha bei dem Kranken. Dieser äußerte nach kurzer Zeit: „Jetzt ist es mir wieder ganz wohl“, und man führte Frau Finke an das Krankenbett. Während diese bei ihm saß und ihm mit ihrer Hand freundlich über die Stirne strich, legte er plötzlich den Kopf auf die Wange — und war verschieden. Ohne Todeskampf, ohne heftige Bewegung war er ganz sanft eingeschlummert. Es war zwischen 19 und 20 Uhr.

So hat dieses arbeitsreiche Leben in nicht vier Stunden sein starkes Herz zu Ende kämpfen lassen. Dem Verfasser dieser Zeilen hatte Finke ein Jahr vorher geschrieben, nachdem er meinen Nachruf auf Pfarrer Grumann, den Verfasser des „hölzernen Bengel“ und anderer Bücher, gelesen hatte: „Schreiben Sie mir doch auch den Nekrolog! Dazu müssen Sie aber ö f t e r s zu mir kommen, um mich ordentlich zu interviewen. Ihr alter Pedant — aber nur auf geschichtlichem Gebiet, H. Finke. 29. 12. 37.“ — Leider habe ich das „Interviewen“ nicht so gründlich besorgt, um alles noch zu klären, was an diesem Lebensbild noch zu klären wäre — wie etwa die Namen der Familien, in denen Finke als Hauslehrer gewirkt hat —, aber er hatte mir schon früher manches erzählt, und da die Aufforderung des Generalsekretärs unserer Gesellschaft sich mit dem Wunsche des Verstorbenen deckt, so wage ich, diese Zeilen zu schreiben.

Es sind jetzt über dreieinhalb Jahrzehnte her, da wanderte ich mit Finke einmal über die Weidfelder der Schwarzwaldhöhen um St. Märgen. Abseits von unserer Richtung lag ein Hirtenbub im Gras und war in ein Buch versenkt. Finke sagte: „Laß uns hingehen und sehen, was er liest!“ — Wir traten zu dem Knaben, und Finke war etwas enttäuscht, weil dieser aus seinem Religionshandbuch seine Schulaufgaben lernte. „Es erinnerte mich an meine Jugend“, sagte er, „da lag ich auch, die Schafe hütend, auf der westfälischen Heide so auf dem Boden. Aber ich las *A n n e g a r n s* *W e l t g e s c h i c h t e* und alles, was ich an geschichtlichen Büchern finden konnte. Und schon damals war in mir das eine große Verlangen: Entweder ich werde ein Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber, oder es ist gleichgültig, was aus mir wird.“ — Danach war es die Lesung dieser ehemals weitverbreiteten „Weltgeschichte für die Jugend“ (8 Bände, 1827/29) aus der Feder des münsterländischen Lehrers und Pfarrers, der 1843 als Kirchenhistoriker in Braunschweig (Ostpreußen) gestorben ist, die in Finke die Leidenschaft des Geschichtsforschers weckte.

Außerlich schien nicht viel Aussicht, daß sich sein Wunsch erfüllen könnte. Die Eltern waren arm, und der am 13. Juni 1855 als Spätling geborene Knabe mußte mithelfen im Kampf ums tägliche Brot. Aber dankbar gedachte er immer der Liebe, mit der die Eltern und einige wohlhabende Familien sowie ein alter Heideschäfer ihn umgaben und es ihm möglich machten, weit über das Maß der Dorfschulkenntnis hinaus sich geschichtliche und literarische, ja, mit Hilfe des Heideschäfers griechische und hebräische Schriftkenntnisse zu erwerben. Kurze Zeit war der Knabe dann Schüler der Bürgerschule in *B o c h o l t*, an der *Arnold J a n s s e n*, der spätere Gründer der *S t e h l e r* Missionsgenossenschaft, sein Lehrer und der indische Erzbischof *D ö h r i n g* sein jüngerer Mitschüler war. Es gehört zu meinen lieben Erinnerungen aus den hohen Altersjahren Finkes, daß er mich einst zu sich zu Tisch lud, als der weltweit umhergeführte Erzbischof, der nach dem Krieg eine Zeitlang Bischof von Hiroshima in Japan gewesen, mir dort 1926 Gastfreundschaft gewährt hatte und dann wieder auf seinen indischen Bischofsitz zurückgekehrt war, den Jugendfreund in Freiburg besuchte. Es war eine Freude, den plaudernden Greisen zuzuhören, die beide noch in rüstigster Weise auf ihrem Posten tätig waren und nun ein letztes Mal ihre Jugenderinnerungen gemeinsam aufleben ließen.

Von *K r e c h t i n g*, seinem Geburts- und Wohnort, wanderte der Bürgerschüler jeden Tag im Morgendunkel oder im dämmernder Morgenfrühe den dreistündigen Schulweg einsam durch die Heide nach Bocholt und kehrte am Abend bei Wind und Wetter, Eis und Schnee denselben weiten Weg zu Fuß zurück. Sechs Stunden Schulweg Tag für Tag! Damals stählte sich sein Körper zu der Leistungsfähigkeit, die ihm bis zum Tode treugeblieben ist. Vierundeinhalb Jahre war Finke danach Schüler des *M ü n s t e r i s c h e n* Gymnasiums, schrieb lateinische Aufsätze, las griechische Zeitungen, machte Gedichte und Dramen und nahm leidenschaftlichen Anteil an den damaligen Bedrängnissen der Kirche im Kulturkampf der siebenziger Jahre. Ostern 1876 bestand er das humanistische Abiturientenexamen und begann in Münster sein Universitätsstudium, schwankend, ob er politischer Publizist oder schöngeistiger Literat werden sollte. Der ausgesprochene Zug zum Historiker, den der lesende Hirtenknabe in sich verspürt hatte, war von unreif gärenden Bestrebungen des Jünglings für einige Zeit überwältigt. Aber nicht lange. Die geschichtlichen Vorlesungen des „strahlenden Kugler“, wie er ihn in seiner „Selbstdarstellung“ nennt¹, und der Brief eines Jugendfreundes, der ihm schrieb: „Laß das Dichten, Du passest nur zum Historiker“, führten ihn zu seinem echten und innersten Streben zurück. Aber zum regelrechten

¹ *G. Steinberg*, Die Geschichtswissenschaft der Gegenwart in Selbstdarstellungen, I. Leipzig 1924, S. 95.

Universitätsstudium fehlten ihm die Mittel. So fristete er sein Leben als Hauslehrer fern von den Universitäten, an denen er als Student eingeschrieben war, ließ sich aus München und Tübingen geschichtliche Werke kommen und machte Auszüge.

Als Hauslehrer in einer Frankfurter Bankierfamilie glaubte er nach zwei Jahren, Weihnachten 1878, reif zu sein zur selbständigen Arbeit und ließ sich von seinem Freund, dem späteren Theologieprofessor *P i e p e r*, bei dessen damaligem Hausherrn und Lehrmeister, dem Historiker *J o h a n n e s J a n s s e n*, in Frankfurt einführen. Dieser wies ihn auf den neuerschienenen 7. Band der deutschen Reichstagsakten, der viel über König Sigismunds Städtepolitik enthielt, und riet ihm, dieses Thema als Dissertation zu bearbeiten.

Ein halbjähriger Urlaub, von dem er zwei Monate im Sommer 1879 an der *T ü b i n g e r* Universität als wirklich hörender und arbeitender Student zubrachte, gestattete ihm, seine Promotion bei *R u g l e r* im Hauptfach und *S i g w a r t* im Nebenfach (Philosophie) mit solchem Erfolg durchzuführen, daß *Rugler* ihn zur Habilitation ermunterte. Im Jahre 1880 studierte er noch ein Semester in *G ö t t i n g e n* und vervollkommnete bei *W e i z s ä c k e r* seine Kenntnis in den Hilfswissenschaften; dann aber mußte er sehen, Geld zu verdienen, und nun begannen seine sechs „Wanderjahre“ durch Redaktionsstuben und Archive, als Reichstagsjournalist und Archivassistent (1882 bis 1884), als Novellenschreiber und Zeitungsredakteur. Dem Verfasser dieser Zeilen sind aus der eigenen Jugendzeit die drei Jahrgänge einer vorzüglichen, bei *Benziger* erschienenen Jugendzeitschrift „Unsere Zeitung“ in Erinnerung, in der ihm besonders zwei Novellen: „Am Schweif des Pferdes“ und „Die kleine Seiltänzerin“ einen bis heute unausgelöschten Eindruck gemacht haben; und diese beiden Erzählungen waren von *Heinrich Finke*. Ich habe bei einer der letzten Plauderstunden, die ich mit *Paul Maria Baumgarten* und *Doktor Anton Trunz* bei *Finke* kurz vor seinem Tod verbrachte, mit ihm über diese beiden Erzählungen gesprochen, und er wies auf einen Schrank mit Papieren hin und sagte, darin müssen sie noch liegen. Er sprach gern von seiner literarischen Frühzeit, wo er, um Zeilenhonorar zu verdienen, Feuilletonromane für Zeitungen schrieb. Er nahm französische Romane, reinigte sie von den schmutzigen Pikanterien, ersetzte diese durch abenteuerliche und ließ den umgemodelten Fremdling in einer deutschen und christlichen Zeitung erscheinen. Er meinte später manches Mal: Es gäbe eine interessante Quellenuntersuchung, seine damaligen Romane und Erzählungen auf ihre französischen Urbilder hin durchzuprüfen.

Im Jahre 1886 erreichten ihn zwei Todesnachrichten, die, wie er mir einmal mündlich versichert hat, seinen Lebensweg entschieden haben. Die eine meldete ihm den Tod seines alten Vaters, für den er durch sein Geldverdienen

noch immer gesorgt hatte, die andere den Tod seines Freundes Wilhelm Diekamp, der in Rom an der Weiterführung des Westfälischen Urkundenbuchs gearbeitet hatte. Der Tod des Vaters gab ihm das Geldverdienen für seine eigenen Ziele frei, der Tod Diekamp's wies ihm ein neues Ziel. F i n k e wurde die Arbeit Diekamp's übertragen, und mit Herbst 1886 stürzte sich der nun Einunddreißigjährige mit wahrer Forscherleidenschaft in die Schätze des Vatikanischen Archivs, des römischen Staatsarchivs, der Bibliotheken und kleineren Archive Roms.

Er wohnte im Campo Santo Teutonico, jenem einzigartigen Studienheim hart an der Kuppel von St. Peter, das Anton de Waal aus Emmerich aus der alten Stiftung am deutschen Friedhof aufgebaut hatte. Im täglichen Umgang mit de Waal, mit den jungen Priestergelehrten J. P. K i r s c h, Joseph Wilpert, später auch Paul Maria Baumgarten und Karl R ü n s t l e, knüpften sich für ihn Verbindungen, die auf Jahrzehnte bestanden und fruchtbar wurden. Damals arbeitete er mit de Waal die Grundrisslinien für die „Römische Quartalschrift“ aus, die mit ihren beiden Sparten, christliche Archäologie und Kirchengeschichte, 1887 erstmals vor die Öffentlichkeit trat. Die geschichtliche Abteilung der Zeitschrift redigierte jahrelang F i n k e, den archäologischen Teil de Waal. Es ist bezeichnend, daß der junge Archivforscher im Frühsommer 1887 einen V o r s c h l a g zur G r ü n d u n g e i n e s p r e u ß i s c h e n h i s t o r i s c h e n I n s t i t u t s in Rom an Weizsäcker und Wattenbach einreichte und auf der Herbsttagung der Görres-Gesellschaft in Eichstätt 1888 den Plan für ein von dieser Gesellschaft in Rom zu errichtendes F o r s c h u n g s i n s t i t u t zur Annahme brachte. Das Preussische Historische Institut wurde 1888 errichtet, ohne daß Finke erfuhr, ob sein an Weizsäcker und Wattenbach gerichteter Vorschlag in den Verhandlungen berücksichtigt worden war². Die Leitung des Instituts der Görres-Gesellschaft wurde Finke selbst angeboten, aber er konnte sie nicht übernehmen, da er sich 1888 in Münster habilitierte³.

Die Arbeit über Sigismunds Städtepolitik (gedr. 1880) und die Arbeiten am Vatikanischen Archiv, die in den „Papsturkunden Westfalens“ (1888), den „Ungedruckten Dominikanerbriefen“ (1891) und dem IV. Band des „Westfälischen Urkundenbuchs“ (1889/94) ihre Frucht trugen, hatten Finke auf das

² P. M. Baumgarten, Römische und andere Erinnerungen, Düsseldorf 1927, S. 191, teilt über die Gründung mit, daß K. Schottmüller mit seinen Templerstudien (Untergang des T. D. 1887) den unmittelbaren Anlaß dazu bot, indem er als Freimaurer den Einfluß des Kronprinzen (Kaiser Friedrich, † 1888) dafür zu gewinnen wußte. Baumgarten wurde bei Schottmüller zweiter Assistent durch Empfehlung von L. Windthorst.

³ Baumgarten, a. a. O., S. 137 ff., erzählt des Näheren, wie die Errichtung zustande kam und J. P. Kirsch erster Assistent wurde.

Konstanzer Konzil und die Konzilsgeschichte überhaupt hingewiesen (Konzilienstudien 1893). So erwuchs ihm nicht nur selbst seine durch vier Jahrzehnte ihn immer wieder beschäftigende große Publikation über jenen Völkertongreß am Bodensee⁴, sondern auch der Arbeitsplan für die Herausgabe der Quellen zum *T r i e n t e r K o n z i l*, den er 1894 für die Görres-Gesellschaft und ihr römisches Institut ausarbeitete. Das Jahr 1891 brachte ihm die außerordentliche Professur in Münster, 1892 begründete er mit der Tochter Joë des „Nazarener“-Malers Carl Müller seinen eigenen Hausstand und Familienkreis — er hatte die ihm so viel Glück bringende Braut im kleinen, aber von geistvollen Menschen viel besuchten Salon der Schriftstellerin Christiane S m e i n e r in Rom kennengelernt —. 1897 wurde er ordentlicher Professor in Münster, und 1898 führte ihn, den jetzt 43jährigen, die Übernahme der Nachfolgerschaft von Aloys S c h u l t e nach F r e i b u r g i. B r.

Damit war er auf den Lehrstuhl gestellt, von dem aus er seine weitesten Fernwirkungen ausüben sollte, weit, was die Schülerzahl betrifft⁵, weit auch, was das neue Forschungsgebiet angeht — nämlich S p a n i e n, auf dessen neuere Geschichtsforschung und Geschichtsforscher kein Deutscher einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat wie Heinrich Finke.

Die Gestalt des vom Konstanzer Konzil 1417 für abgesetzt erklärten Spaniers P e d r o d e L u n a, der als Mann der avignonesischen Partei seit 1394 sich Papst Gregor XIII. nannte und auch nach seiner Absetzung starrsinnig auf seinem Felsenschloß Peñíscola im Meer vor Valencia als Papst ohne Gefolgschaft bis zu seinem Tode (1423) weiter „regierte“, mußte den Bearbeiter des Konstanzer Konzils auf die spanischen Archive als Geschichtsquelle für die Kirchen- und Reichsgeschichte lenken. Von Freiburg aus reiste Finke „1901 zum zweitenmal“ — die erste Reise weiß ich nicht zu datieren — nach Barcelona, „um die Forschungen für das Konstanzer Konzil fortzusetzen oder auch zu vollenden“, wie er in seiner selbstbiographischen Skizze (a. a. D. 119) schreibt, „und seitdem habe ich mehr als ein duzendmal vor dem Krieg den Weg über Mülhausen und Lyon nach Barcelona gemacht, in einem Jahr sogar viermal während der Universitätsferien, zuweilen auch nur auf einige Tage“. Auch nach dem Kriege war Finke noch mehrmals in Spanien, zuletzt bei Ausbruch der Revolution vom April 1931. Der letzte Orden, den König

⁴ Forschungen und Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils (1887, Münsterische Habilitationsschrift, gedr. 1889); Acta Concilii Constantiensis I (1896), II (1923), III (1925), IV (1928); Bilder vom Konstanzer Konzil (1903).

⁵ Josef S a u e r, Heinrich Finke (Sankt-Konrads-Blatt, Karlsruhe, 15. Jan. 1939, S. 46) schreibt: „Die Anforderungen an die Teilnehmer an den Übungen waren groß und streng... Und doch ist aus dieser Schule eine Schar von mehr denn 150 Doktoren hervorgegangen, und die Vielseitigkeit der Dissertationen offenbart am besten die Weite der geistigen Interessen des Lehrers.“

Alfons verlieh, wurde Heinrich Finke verliehen, und die wenige Tage darauf ausgerufene Republik sandte das noch von der königlichen Regierung in Auftrag gegebene Ordensabzeichen mit anerkennendem Schreiben an Finke. Ohne die Fülle des Quellenreichtums zu ahnen, der ihn dort erwartete, stieß Finke 1901 im Archiv der Krone von Aragon auf drei wertvolle Stücke zur Geschichte Bonifaz' VIII., woraus ihm sein Buch erwuchs: „Aus den Tagen Bonifaz' VIII., Funde und Forschungen“ (München 1903), stieß er auf wichtige Briefe der aragonesischen Templer, die ihn anregten zu seiner zweibändigen Arbeit „Papsttum und Untergang des Templerordens“ (München 1907), und konnte er die mittelalterliche Geschichtsforschung in ungeahnter Weise bereichern durch seine Quellensammlung „Acta Aragonensia“ (3 Bände und Nachtrag 1907/23; 1933). Karl Hampe schreibt darüber in den „Wissenschaftlichen Forschungsberichten“ 1922: „Das Jahrzehnt vor dem Kriege hat ganz unter dem Eindruck der erstaunlichen Schätze gestanden, die von H. Finke aus dem Kronarchiv von Barcelona zutage gefördert worden sind.“ — Eine Fülle von Schülern deutscher und spanischer Zunge machten sich an die Arbeit, diese spanischen Schätze in Einzelstudien zu heben, Freiburgs Universität „wurde zu einem Mittelpunkt spanischer Geschichtsforschung“ (Beckmann)⁶, und die Gelehrtenwelt Spaniens ehrte in Finke ihren eigentlichen Meister. Das kam vor allem bei seinem 80. Geburtstag 1935 zum Ausdruck, unmittelbar vor dem Auseinanderbrechen der spanischen politischen Einheit, als mehrere Festschriftbände aus Spanien dem Jubilar überreicht wurden, in denen sich die Namen von späteren Anhängern beider Spanien, Nationalspaniens und Rotspaniens, friedlich vereint finden in der Ehrung des deutschen Altmeisters ihrer eigenen mittelalterlichen Geschichtswissenschaft. Auch der Nachfolger Kardinal Mercatis und Kardinal Ehrles im Amt des Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, der spanische Mönch P. Albarete O. S. B., bekannte sich, als ihm Finke zuerst begegnete, als seinen Schüler. Umgekehrt hat Finke den spanischen Freunden und Schülern jeden möglichen Freundesdienst geleistet, den größten, einem von Rotspanien gefangengesetzten und mit dem Tode bedrohten Gelehrten in Barcelona, für den Finke kurz entschlossen nach Freiburg i. Ue. reiste, die dortigen Freunde veranlaßte, durch den Berner Bundesgesandten in Barcelona seine Freilassung zu erwirken, damit er an der Schweizer Universität Vorlesungen halten könne, und für den er dadurch tatsächlich zum Lebensretter geworden ist. Der Gerettete lebte nach wechselvollen Schicksalen schließlich in Freiburg i. Br., ging noch am 22. Dezember 1938 mit uns hinter dem Sarge seines väterlichen Freundes,

⁶ Freiburger Tagespost 1938, Nr. 298, vom 22. 12. Daraus als Sonderdruck in Broschürenform von der Freiburger Univ.-Bibliothek versandt, H. Finke, ein Nachruf von J. H. Beckmann, S. 7.

dem er das Leben verdankte, und kehrte Anfang 1939 nach Nationalspanien heim.

Mitten aus dem unermüdlichen, ihn beglückenden Arbeiten der Vorkriegszeit, die allerdings durch die plötzliche, aber dauernd anhaltende Erkrankung seiner Frau 1910 einen schweren Stoß erhielt, wurde Finke durch den Weltkrieg herausgerissen, der ihm die gewohnten Archivreisen nach Rom und Spanien unmöglich machte, ihm wertvolle Schüler entriß und ihn seiner beiden Söhne beraubte. So furchtbar diese Schicksalsschläge ihn trafen, sie lähmten nicht seine Arbeitskraft. Für die im Felde stehenden Studenten gab er mit Theologen und andern Kollegen eine Lesegabe heraus: „Kraft aus der Höhe“, wodurch er die vor dem Feind stehenden Kommilitonen im christlichen Opfermut zu stärken suchte. Gegenüber dem Kulturkampf, den damals bedauerlicherweise französische Katholiken durch Flugschriften und Bücher gegen die Deutschen überhaupt und die deutschen Katholiken im besonderen führten, gründete er mit Mausbach (Münster) und andern Gelehrten den „Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkrieg“, der in zahlreichen Veröffentlichungen die unhaltbaren Behauptungen der Feinde durch Darstellung der Wahrheit in Büchern und Monatsbriefen zurückwies. Zur geistigen Stärkung der Kämpfer an der Front beteiligte sich Finke auch an den Hochschulkursen in Mazedonien und Frankreich, und als Rektor des Jahres 1918/19 hielt er eine Gedächtnisrede auf die Gefallenen unserer Hochschule, die aus seinem Munde doppelt ergreifend wirken mußte, da er als Vater und als Rektor zu trauern hatte.

Als der Zusammenbruch des Reiches durch Niederlage und Novemberrevolution vollständig war, veranlaßte er mich, am 12. November die in Freiburg an der Universität von Kollegen aller Fakultäten gehaltenen öffentlichen Kriegsvorträge durch eine geschichtstheologische Betrachtung zum Abschluß zu bringen: „Völkerschicksale und Gerechtigkeit Gottes“ (Freiburg 1918), die bei katholischen und protestantischen Zuhörern dankbare Aufnahme fand und von der Universität im Druck gratis versandt wurde. Nach dem Vortrag saßen wir in einer Weinstube am Münsterplatz in ernstem Gespräch, während am Nebentisch heimkehrende Frontsoldaten Schmähreden über den Kaiser führten. Da stand Finke auf, ging zu den jungen Leuten und sagte ihnen: „Meine Herren, ich habe meine beiden einzigen Söhne für Kaiser und Reich verloren. Tun Sie einem alten Mann nicht weh, indem Sie den Kaiser schmähren, für den meine Söhne gefallen sind.“ Die Scheltenden waren betroffen, brachten Gegenreden vor, würdigten aber Finkes Schmerz und Autorität und stellten ihr Schelten ein.

1921 ging Finke nochmals auf große Fahrt: Das Dantefestjahr mit seinen Dantefeiern in Deutschland rief ihn nach zahlreichen Städten des Reiches als Redner, und er selbst glaubt, daß er damals „vor mehr als 10 000 Zuhörern“

Dante, dem er schon seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts viele Studien und Vorlesungen gewidmet hatte, als Menschen und Historiker, vor allem als Beurteiler geschichtlicher Personen, in großer Lebensfrische hat er stehen lassen. Dante ist ihm „neben Shakespeare der schärfste Menschenbeobachter auf literarischem Gebiet“, er ist ihm der Meister, „der eine der bewegtesten Zeiten der Geschichte mit einer unvergleichlichen Wahrheit“ zu schildern gewußt hat (H. Finke, Dante, Münster 1922).

Als 1919 Graf Hertling starb, meinte Finke, die Görres-Gesellschaft müsse jetzt einen jungen, kraftvollen Präsidenten wählen, und erklärte im Gespräch mit mir nicht nur Herrn v. Grauert, sondern auch sich selbst als zu alt dazu. Dann war er aber doch für die Wahl Grauerts, trat ihm als Vizepräsident zur Seite und übernahm 1924, fast 70jährig, selbst die Präsidentschaft. In den vierzehn Jahren, während deren er die Gesellschaft führte, zeigte sich, daß seine Elastizität derjenigen eines Mannes in der Vollkraft der Jahre nicht nachstand. Die Gründung des spanischen und des jerusalemischen Instituts der Görres-Gesellschaft, die Weiterführung des römischen Instituts, die Begründung der „Spanischen Forschungen“ und des „Spanischen Kuratoriums“ der Gesellschaft, die Beweglichkeit, mit der er weite Fahrten im Interesse der Gesellschaft auf sich nahm — noch als Achtziger reiste er einmal am Montagvormittag 10.30 Uhr aus Freiburg, hielt abends zwei Konferenzen in Köln a. Rh., fuhr nachts zurück und saß Dienstag mittag um 12 Uhr, als ich ihn besuchen kam, schon wieder an seinem Schreibtisch —, die bedeutungsvollen Ansprachen, die er auf den Generalversammlungen zu halten pflegte, alles das bewies, daß mit dem an Jahren alten Präsidenten kein greisenhaftes Tempo in die Arbeiten der Gesellschaft gekommen war. Das Erstaunlichste war wohl seine letzte Romreise: Er fuhr, mit 10 RM als Taschengeld, Montag, den 30. Mai, vormittags in Freiburg ab und war Dienstag früh in Rom, frühstückte im Campo Santo, fuhr im Auto nach Castel Gandolfo, überreichte Papst Pius XI. die beiden neuerschienenen Bände des Concilium Tridentinum, aß um 2 Uhr im Campo Santo zu Mittag, konferierte — ohne Mittagschlaf — bis nachts 10.30 Uhr, konferierte Mittwoch vormittag bis 10 Uhr, fuhr zur deutschen Botschaft, um mit Herrn v. Bergen zu konferieren, empfing Besuche vom Direktor des Deutschen Historischen Instituts, vom Präfekten der Vatikanischen Bibliothek, mit dem er über eine Stunde sich spanisch unterhielt, von Prälat Kirsch und andern Gelehrten, bis abends 10 Uhr, machte sich dann eine halbe Stunde lang Notizen, fuhr gegen Mitternacht aus Rom und war am Donnerstag, 2. Juni, abends wieder in Freiburg. Am Freitag, dem 3. Juni, besuchte ich ihn, fand ihn im lebhaften Gespräch mit einem Besucher und erfreute mich wohl über eine Stunde lang seiner Frische im Plaudern und Erzählen — nach solcher Leistung der vergangenen vier Tage.

Es ist schon richtig: Die Görres-Gesellschaft hat mit ihrem an Jahren ältesten Präsidenten einen nicht minder beweglichen und leistungsfähigen Führer in schwieriger Zeit gehabt, als sie in ihren Anfängen an dem jugendlichen Hertling gehabt hat. Dabei hatte der im Greisenalter stehende Präsident das vor einem in jüngeren Jahren stehenden Manne voraus, daß er die ganze Tradition der Görres-Gesellschaft aus eigener, jahrzehntelanger Mitarbeit kannte und ihre markantesten Rundgebungen beherrschte. So griffen seine eigenen grundsätzlichen Ansprachen auf den Generalversammlungen — in der Auseinandersetzung über Wissenschaft und katholische Überzeugung des Forschers, über den Zusammenschluß katholischer und deutscher Gelehrten und ihr Verhältnis zu andersdenkenden deutschen und zu internationalen Gelehrtenkreisen — gerne bewußt auf frühere grundsätzliche Äußerungen v. Hertlings zurück. Ein Muster einer solchen Darlegung ist seine Vereinschrift vom Jahre 1932: „Internationale Wissenschaftsbeziehungen der Görres-Gesellschaft.“ Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1888 und 1889 an die Begegnung mit Pawliński und Popiel (Krakau), Alberdingk-Thijm und Godefried Kurth (Belgien), Mercier (Löwen), Vaughan (später Erzbischof von Westminster) und Seghers (Nordamerika), an die freundschaftliche Verbindung mit der Leo-Gesellschaft (Österreich) und der Stefansakademie (Ungarn), einer entsprechenden schweizerischen und einer holländischen Gelehrtenvereinigung, dann quellenmäßig belegte Hinweise auf internationale Pressestimmen über das Staatslexikon und über die Ausgrabungen des Jerusalemer Görresinstituts in der gesamten Weltpresse, die Skizzierung der Geschichte unserer Auslandsinstitute in Rom (seit 1888), Jerusalem (1909 und wieder eröffnet 1925) und Madrid (1925) und ihrer lebhaften Zusammenarbeit mit andern Forschungsinstituten an den genannten Stätten geben diesem Überblick aus dem Jahre 1932 eine Lebendigkeit, wie wenn die Gesellschaft in Person aus ihrem Leben und Wirken erzählte. Tatsächlich war Finke die personifizierte Görres-Gesellschaft — seit Jahrzehnten ihr Wirken zugleich mitbestimmend und überschauend, in den letzten anderthalb Jahrzehnten es gestaltend und führend. Mit wissenschaftlichen Vorträgen auf den einzelnen Tagungen ist Finke hervorgetreten: 1888, 1890, 1893, 1905, 1912, 1921, 1926, 1930 und 1931, auf den Tagungen seit 1926 außerdem mit den jeweiligen Präsidenschaftsreden und den Nachrufen für verdiente Mitglieder.

In den Veröffentlichungen der Gesellschaft hat er jahrelang als fleißiger Mitarbeiter des Historischen Jahrbuches das Wort ergriffen, noch 1938 mit der reizvollen Studie über Baron v. Hügel und die Fürstin Metternich, in den spanischen Forschungen noch 1933 mit dem gewichtigen Nachtrag zu den Acta Aragonensia, und 1935 mit dem Beitrag: Zur Korrespondenz deutscher Könige mit Aragon, in früheren Vereinschriften 1896 mit der Bio-

graphie seines Schwiegervaters, des Nazareners Carl Müller, 1898 mit der Schrift über den anderen Nazarener Franz Ottenbach, 1917 mit der Veröffentlichung von Briefen an Friedrich Schlegel, 1918 mit der Monographie: Friedrich und Dorothea Schlegel, 1932 mit der schon erwähnten Studie über Internationale Wissenschaftsbeziehungen. An neuen Jahrbüchern erschienen seit Beginn der Finkeschen Präsidentschaft das Literaturwissenschaftliche Jahrbuch seit 1926, das Kunstwissenschaftliche seit 1928, das Jahrbuch für Volkskunde seit 1936; an neuen Reihen: Veröffentlichungen zur Kirchen- und Papstgeschichte der Neuzeit seit 1929, Forschungen zur Geschichte der Philosophie der Neuzeit seit 1931, Veröffentlichungen der Sektion für Sozial- und Wirtschaftswissenschaft seit 1927, Schriften zur deutschen Literatur seit 1926 und die mehrfach erwähnten Spanischen Forschungen seit 1928 mit deren 2. Reihe „Monographien“ seit 1931. An Editionen sind seit Finkes Präsidentschaft neu begonnen worden 1928 die „Gesammelten Schriften von Joseph Görres“ (bisher 12 Bände). Als Festgabe zum Augustinusjubiläum erschien 1930: Grabmann-Mausbach, Aurelius Augustinus, 17 Abhandlungen zur Augustinischen Philosophie und Theologie.

Das alles läßt erkennen, wie lebendig die Görres-Gesellschaft unter der Führung dieses jugendfrischen Greises geblieben war. Daß sie in das Dritte Reich mit offenem Visier eintreten durfte und vom Dritten Reich auch mit Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen und der von ihr gepflegten kulturellen Auslandsbeziehungen in ihrem Wirken begleitet wurde, beweist die Verleihung des Adlerschildes an Finke im Jahre 1935. Sie ist wohl die beste Widerlegung des unbegreiflichen Urteils, das in Meyers Konversationslexikon über die letzten Jahre der G.-G. abgegeben wird, wonach sie sich gerade in diesen letzten Jahren, also unter der Präsidentschaft Finkes, zu einem Stoßtrupp des politischen Katholizismus entwickelt haben soll.

Finkes letzte, in seinem Todesjahr erschienene Veröffentlichung ist, wie schon erwähnt, das reizvolle Buch: „Heinrich Hansjakob und seine Anfänge als Historiker“ (Freiburg, Herder 1938), wozu Anton Trunz aus der Korrespondenz des Freiburger Stadtpfarrers und Dichters Briefe beisteuerte an und von Hans Thoma, Archivdirektor Roth v. Schreckenstein, General Kanzler, Prof. Kappel, Bischof Keppler, Peter Rosegger u. a. — Sie zeigen die weitreichenden Wirkungen, die Hansjakobs Schriftstellerei ausübte. Spät war Finke durch einen längeren Besuch im Bodenseepfarrhaus von Dr. Trunz, dem Nachlassverwalter seines ehemaligen Chefs im St.-Martins-Pfarramt, zu Hansjakob gekommen, neben dem er beinahe ohne jedes Interesse zwei Jahrzehnte in Freiburg hergegangen war. In diesem kleinen Buch legt Finke (S. 10) auch einen letzten Kranz nieder auf das Grab seines bedeutendsten Vorgängers auf dem Freiburger Lehrstuhl für mittelalterliche Geschichte: Friedrich Frörer.

Auch an seiner gewaltigen Lebensarbeit war Finke lange Jahre fast achtlos vorbeigegangen, bis er mit einer Studie im Historischen Jahrbuch 1930 (70/96) und mit dieser seiner letzten Arbeit dem „rechenhaften Sfrörer“ die doppelte Anerkennung zollte, daß „seine epochemachenden religionsgeschichtlichen Studien erst in unseren Tagen erkannt“ (?) worden seien, und daß sein „von fast wüster Gelehrsamkeit strotzendes“ siebenbändiges Werk über das Zeitalter Gregors VII. „noch jetzt in manchen Partien Bedeutung“ habe. Mir scheint aber, daß selbst diese Einschätzung der ganzen Größe des vielseitigen und bahnbrechenden Gelehrten noch nicht völlig gerecht wird. In seinem letzten Brief an mich vom 14. 12. 38 (also fünf Tage vor seinem Tod) kommt er nochmals auf Sfrörer zu sprechen, dessen langwährende Nichtbeachtung ihm ein stiller Vorwurf war: „Die Sfrörer-Sache hat mir doch zu denken gegeben“, er betont, daß er vor Jahren „schon über die Bedeutung Sfrörers geredet und geschrieben“ und an eine „Preisaufgabe“ gedacht habe: „Sfrörer als Geschichtsschreiber“. „Was für ein großes, schönes Werk könnten wir haben, wenn ein junger Gelehrter (Theologe) 4- bis 5000 M. bekommen und ein paar Jahre daran gearbeitet hätte. Dann hätten wir auch einen Nachfolger Nieders, den wir jetzt suchen müssen.“ „So viel verpaßte Gelegenheiten! Gewiß jetzt Kleinigkeiten, aber immer bitter für einen verbrauchten Mann, der zeitlebens nur auf einer Geige: Universitätswissenschaft, spielen wollte und konnte“.

Ich möchte diese Zeilen aus seinen allerletzten Tagen den Lesern nicht vorenthalten, weil sie eine wertvolle Selbstkennzeichnung enthalten: Finke war Universitätswissenschaftler, Universitätslehrer, Vertreter einer vom Staat gepflegten und unterstützten Forscherarbeit, Organisator gelehrter Zusammenarbeit freier Körperschaften unter dem Schutz und der Förderung des Staates. Obwohl auf dem Weg über eine konfessionell gebundene Professur zum Mitglied der Universität geworden, hat er sich bald durch seine Publikationen und sein aktives Wirken im Universitätsleben eine bei allen Kollegen geachtete Stellung geschaffen. Als einer der bekanntesten Freiburger Mediziner, der als Zyniker sich seiner Haltung als „Gottloser“ zu rühmen pflegte, von Freiburg Abschied nahm und sich jede Abschiedsfeierlichkeit verbat, da mußte der einzige Fachgenosse, der ihn bei sich zum Abschiedessen einlud, auf ausdrücklichen Wunsch des Scheidenden außer einem Vertreter der historischen Theologie (!) noch den katholischen Historiker Finke als dritten Gast bitten — ein Zeichen, welches Vertrauen dieser sich auch bei Andersdenkenden zu erwerben gewußt hatte. Kein Wunder, daß die gelehrten Körperschaften Europas seine Verdienste durch die Verleihung von Ehrenmitgliedschaften anerkannten. Finke war Ehrendoktor der Universitäten Breslau,

⁷ Die Unterstreichungen von Finke selbst.

Freiburg, Salamanca, Valladolid, Barcelona, Mailand; Ehrenprofessor von Saragossa; Mitglied der Akademien von Berlin, Wien, München, Heidelberg, Barcelona; Ehrenmitglied der Madrider Academia de la Historia, Senator der deutschen Akademie, Inhaber vieler in- und ausländischer hoher Orden, auch päpstlicher, und erster Inhaber des Adlerschildes des Deutschen Reiches an der Freiburger Hochschule.

Finke war als Lehrer kein bequemer Mann. Seine Vorlesungen, so reich und farbig ihr Inhalt sich vor den Zuhörern ausbreitete, waren — besonders wenn ihm das Auditorium nicht zahlreich genug war — manchmal mühsam und ringend im Ausdruck, ein andermal allerdings um so lebendiger und mitreißend. Seine Seminarübungen waren, wenigstens zu der Zeit, als ich sie mitmachte, sehr oft recht peinlich für die Schüler. Er kam — auch wenn er Referate auszuarbeiten und vorzutragen aufgegeben hatte — plötzlich mit irgendeinem die Teilnehmer überraschenden Stoff, mit dem er sich gerade beschäftigte, stellte Fragen über die Quellen und die Literatur für dieses Gebiet und zeigte den Schülern, wie wenig sie wußten. Er konnte sehr anerkennende Worte finden für die Leistungen, die man vorbereitet hatte, und im nächsten Augenblick sein vernichtendes Erstaunen ausdrücken, daß man etwa den Schluß der Bulle Unam Sanctam nicht auf Anhieb lateinisch hersagen konnte, obwohl man mit einer Arbeit aus der Zeit um 1300 beschäftigt war. Dadurch erreichte er, daß die Teilnehmer am Seminar sich nach jeder derartigen Bloßstellung gründlich um die Ausfüllung der als so unglaublich gekennzeichneten Lücke im Wissen bemühten, und daß eine vielseitige, die Quellen und Hilfswissenschaften der Geschichte beherrschende Bildung erreicht wurde. Unnachsichtig verlangte er von seinen Doktoranden großen Fleiß, ließ auch den einzelnen durch mehrere Arbeitsgebiete sich zunächst hindurcharbeiten, um dann plötzlich mit einem anderen Thema als Dissertationsvorschlag zu kommen und schließlich um so ermutigender die Bearbeitung des letzten Themas zu begleiten. Dieses unbequeme Geschultwerden begründete trotzdem eine Anhänglichkeit seiner Schüler an den Lehrer, die sich nicht nur in Briefwechsel und Besuchen, sondern mehrere Male in Festschriften für Heinrich Finke kundgab. Anläßlich seines silbernen Doktorjubiläums sammelte Johannes Linneborn († als Dompropst von Baderborn 1933) vierzehn Arbeiten ehemaliger Finkeschüler, vornehmlich vorreformationsgeschichtliche Forschungen, zu einer „Festgabe, Heinrich Finke zum 7. August 1904 gewidmet“ (Münster 1904), und zum siebenzigsten Geburtstag (13. Juni 1925) vereinigten sich gar einunddreißig Gelehrte, die sich als seine Schüler oder Verehrer bekannten, zu einer Festschrift: „Abhandlungen aus dem Gebiete der mittleren und neueren Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften“ (Münster 1925), und bekundeten so vor aller Welt, welch

große wissenschaftliche Erziehungsarbeit der Geseierte im Laufe seines Lebens geleistet hat. Von den zwei spanischen Ehrengaben zu seinem achtzigsten Geburtstag wurde oben schon gesprochen. Sieben deutsche Festschriften, darunter ein Verzeichnis seiner fast 200 „Doktor“-Schüler, lagen damals auf dem Gabentisch.

Über e i n e s habe ich Finke einmal ernsthaft Vorhalt gemacht, und er gestand mir, das habe ihm eine schlaflose Nacht verursacht, worüber ich wiederum unbarmherzig quittierte, es freue mich, daß sein Gewissen sich rege. Finke hat manche p r i e s t e r l i c h e Schüler als akademische Lehrer um sich gehabt. Er hat auch grundsätzlich und in Reden vor Studenten immer zur Einschlagung der akademischen Laufbahn aufgerufen. Aber von seinen b ü r g e r l i c h e n Schülern sind nur sehr wenige zum Universitätslehrstuhl gelangt. Das hing zusammen mit den übertriebenen Ansprüchen, die er an den Universitätslehrer stellte, und dem überstrengen Maßstab, den er bei Auskünften über seine Schüler anlegte. So kam es, daß Empfehlungen von ihm zu viele Einschränkungen enthielten und seine Schule sich auf den Universitäten nicht ausbreitete. Unter den vielen Historikern, die sich an den Festgaben für ihn beteiligten, wäre mancher gewesen, der einen Universitätslehrstuhl geziert hätte. Und ich bereue es heute noch nicht, daß ich ihm jene schlaflose Nacht des Nachsinnens über diesen Fehlposten in seiner Lebensrechnung bereitet habe.

Wenn er im vorhin erwähnten letzten Brief an mich sich als Mann, der „nur auf e i n e r Geige, Universitätswissenschaft, spielen wollte und konnte“, bezeichnete, so färbte das auch auf seine Wertschätzung anderer ab. So behandelte er den heute weithin bekannten Historiker der spanischen Könige des 16. Jahrhunderts, Ludwig P f a n d l, der n i c h t sein Schüler war, lange Zeit ziemlich schulmeisterlich, strich und korrigierte in seinen Manuskripten herum, denen er in seinen Veröffentlichungen Unterkunft gewährte, als ob sie Seminarübungen wären, und ließ ihn deutlich fühlen, daß er nicht zur Schar der auserwählten Universitätshistoriker gehöre. Aber bei einem meiner Besuche in seinem Studierzimmer im Herbst 1938 zeigte er mir eines Tages Pfandls Buch über Philipp II. und wies mich auf die kleingedruckte Widmung des Bandes hin: „Den gelehrten Gesellschaften La Academia Española, Madrid, La Academia de la Historia, Madrid, La Academia de bellas Artes, Valladolid, The Hispanic Society of America, New York, el Instituto de investigacionis linguisticas, Mexiko, ist dieses Buch gewidmet als Zeichen des bescheidenen Dankes für die dem Verfasser zuteil gewordene Ehre der Mitgliedschaft.“ Und voll Anerkennung bewunderte er die Bescheidenheit dieses still in München wirkenden Mannes, der von so vielen gelehrten Gesellschaften geehrt war. Von nun an war er auch für Finke eine bedeutende

Gelehrtengehalt, an dessen Buch und Stil er sich gemeinsam mit seiner Frau in den letzten Monaten seines Lebens erfreute.

Seinen eigenen Schülern gegenüber blieb Finke immer ein wenig der Pedant und „Schulmeister“. In einem Aufsatz von mir, der, ohne mir zur Korrektur vorgelegen zu haben, gedruckt wurde, war statt Antonin von Florenz, Antonius stehengeblieben. Er schrieb mir im Dezember 1937, daß er den Artikel, dem er die Prädikate „entzückend, belehrend, begeisternd“ beilegte, „zum drittenmal mit demselben Vergnügen und demselben wissenschaftlichen Ärger“ gelesen habe: „Es gibt keinen heiligen Antonius von Florenz, sondern nur einen heiligen Antoninus.“ — Nicht immer kam seine Pedanterie so unschuldig zum Vorschein. Er konnte sehr empfindlich sein, wenn einer seiner früheren Schüler einen selbständigen Schritt zur Gestaltung seiner Laufbahn machte, ohne seine Zustimmung vorher eingeholt zu haben. Und ich kenne mehrere spätere Universitätskollegen, denen er aus irgendeinem Anlaß, der in einem Gespräch hätte bereinigt werden können, brüsk für einige Zeit die Freundschaft kündigte, mir persönlich sogar zweimal, um dann nach ein oder zwei Jahren plötzlich, und ohne den Gegenstand des Zwistes nochmals zu berühren, die alte Vertrautheit wieder zu suchen. Ich setze diesen Zug nicht hierher, um dem verehrten Lehrer und Freund Unfreundliches nachzusagen, sondern weil es zum Charakterbild des schwerblütigen Westfalen gehört, der er war, und weil ich ihm kurz vor seinem Tod, als er wieder von seinem „Nachruf“ mit mir plauderte, es ihm ankündigte, daß auch diese seine Hartköpfigkeit erwähnt werden müsse, wenn man ihn richtig zeichnen wolle.

Und damit habe ich einen weiteren Zug seines Wesens berührt: Finke wollte, daß man nach seinem Tod ihn selbst „historisch“ zu nehmen suche. Es war im Frühsommer 1902 gelegentlich einer Abendgesellschaft in meinem Elternhaus, als er mit meiner Mutter in ein Gespräch geriet über literarischen Nachruhm. Als meine Mutter sagte, sie wolle nur im Gedenken ihrer nächsten Hinterbliebenen auf Erden eine Zeitlang weiterleben, und sonst solle sich niemand mit ihr befassen, da sagte Finke ganz betont und ehrlich: „Nein, ich möchte doch, daß sich die Gelehrten noch immer mit mir beschäftigen müssen.“ Er wollte — nachdem er so viele historische Persönlichkeiten wissenschaftlich zu zeichnen gesucht hatte — selbst „historisch“ werden.

Dabei war er äußerst gewissenhaft im Fällen und Begründen von Urteilen über Gestalten der Vergangenheit. Ich weiß noch, wie er über Bonifaz VIII. arbeitete und mir offen gestand, er begreife nicht das schnell fertige Urteil, das manche Geschichtsforscher über eine Persönlichkeit wie diejenige dieses Papstes fällen. Er liege stundenlang des Nachts schlaflos, um zu einem Urteil zu kommen, er wäge alle Zeugnisse hin und wieder ab, bis er einen nun sein Urteil begründenden Satz niederschreibe. Tatsächlich hat Finke außer

seinen Konstanzer Konzilsarbeiten mit Vorliebe die großen umstrittenen Prozesse des Spätmittelalters bearbeitet: den Prozeß, den Philipp der Schöne um das Andenken des toten Bonifaz führen ließ, den Templer-Prozeß, der zur Aufhebung des Ordens führte, und den Prozeß um die Jungfrau von Orleans, worüber er in Vorträgen und Vorlesungen sich äußerte. In allen drei Fällen waren die schwersten Anklagen, die gegen die betreffenden Persönlichkeiten erhoben worden waren, Verleumdung und die Belastungsaussagen wegen der Mittel des Zwangs und der Folter ohne Beweiskraft. Die Mängel des spätmittelalterlichen Verfahrens im Kriminalprozeß gegen politische Persönlichkeiten sind durch Finkes Forschungen scharf ins Licht gestellt worden.

Wie kaum ein anderer kannte Finke die mannigfaltigen Mächte, die das mittelalterliche Geistesleben gestalteten, gute und schlimme. Seine Vorlesungen über die mittelalterliche Weltanschauung und über die Kultur der Renaissance waren von größter Farbigkeit und zugleich gerechtester Abwägung. Man begreift, daß schon der junge Finke durch die unbedenkliche Art, mit der Karl Lamprucht 1891—95 in seiner deutschen Geschichte mit den Tatsachen umging, sich aufs peinlichste berührt fühlte und in einer gründlichen Untersuchung „Die Kirchenpolitischen und Kirchlichen Verhältnisse zu Ende des Mittelalters nach der Darstellung Karl Lamprechts“ 1895 diese Geschichtsbaumeisterei zurückwies. Sein Leben lang rang er um gewissenhafte Quellenbenutzung und allseitig abwägende Darstellung. Das geistreiche Reden in Geschichtskonstruktionen verabscheute er. So wurde er zum Apologeten der Wahrheit über das Mittelalter.

Ich habe ihn vor etwa 3½ Jahrzehnten einmal gefragt, wie er sich bei seiner steten Beschäftigung mit den dunkelsten Dingen der spätmittelalterlichen Kirchengeschichte seinen katholischen Glauben bewahrt habe. Da sah er mich an und sagte: das danke er dem unauslöschlichen Eindruck, den er von der religiösen Gestalt seiner armen ungebildeten Mutter empfangen habe. Sie lebte aus und mit der Kirche. Wenn sie mit ihm und den Geschwistern am Karfreitagnachmittag auf dem Felde arbeitete und die Turmuhr vom Dorfe schlug drei Uhr, dann legte sie das Werkzeug weg und sagte: Kinder, kniet nieder und betet: Jetzt ist der Heiland am Kreuze gestorben! — Finke sagte mir: Der göttlichen Macht, die aus einer armen Frau, die über keine weltliche Bildung verfügte, eine geistige Gestalt wie die meiner Mutter formte, der konnte ich mich mit ganzem Vertrauen überlassen. Und darum habe ich mich nie dieser Macht entzogen. —

Es gab Zeiten, in denen Finke durch eine gewisse Menschenfurcht auf religiösem Gebiet seinen Freunden und Schülern Anstoß gab: Es war dieselbe Zeit, in der er, wie er mir einmal gestand, begann „sich in das dies-

seitige Leben zu verliehen“, weil es sich ihm so reich und schön gestaltete: Die vornehme, ja künstlerische Geselligkeit, mit der Frau Finke in ihrem Hause Feste veranstaltete, das Aufblühen seiner Kinder, das wachsende Ansehen, das ihm seine spanischen Funde und Schüler erwarben, das alles — so gestand er mir ehrlich — band ihn mit immer festeren Bändern an die Erde, obwohl er einsah, daß der im letzten Drittel des Lebens Stehende sich von der Erde allzu starker Bindung lösen müsse. Bald nach unserem Gespräch traf seine Frau der Schlaganfall — 18. Dezember 1910 —, von dem sie sich nie mehr ganz erholte. Ein halbes Jahrzehnt später verlor er die beiden Söhne. Mit dem Kriegsende sah er das von ihm heiß geliebte Vaterland in Not und Schmach gestürzt. Ein Band nach dem andern war gelockert worden. Er anerkannte die in sein Leben greifende Hand Gottes und fügte sich ihr. Die erste Todesnachricht von seinen gefallenen Söhnen war an einem Fronleichnamstag zu ihm gekommen. Vom Kriegsende an, als in Freiburg die Fronleichnamsprozessionen wieder ohne Bombengefahr sich auf die Straßen der Stadt wagen durften, fehlte er bis in sein Todesjahr bei keinem der langen Umgänge mehr. Auch der Zweiundachtzigjährige ging die dreieinhalb Stunden in Hitze und Sonnenbrand ausdauernd mit hinter dem Allerheiligsten. Regelmäßig empfing er die Sakramente. Und als ihm im letzten Lebensjahr die Füße den Dienst versagten, ließ er sich allsonntäglich von seinem treuen Chauffeur zur heiligen Messe fahren, die er nie ohne ernste Krankheit versäumte. Dabei blieb er, wie eingangs schon hervorgehoben, mit lebhaftem Geist bei den Arbeiten und Freunden dieser Erde. „Dankbar und bewußt genoß er“, wie Johannes Spörl schreibt, „die Ruhe, Schönheit und Freundlichkeit eines Goetheschen Lebensabends, auf den nur ein Schatten fiel“: der frühe Tod fast einer ganzen Generation jüngerer Freunde: „Konrad Behrerle, Jakob Strieder, Georg Pfeilschifter, Philipp Funk, Karl Nieder, Bruno Katterbach, Andreas Giménez Soler, Eduardo Hinojosa, Garcia Villada, Román Riaza, Claudio Gallindo. Als 1933 Emil Seller starb, wählte er sich neben ihm seine letzte Ruhestätte⁸.“ Doch trotz dieser vielen Verluste aus dem Kreis der ihm Nahestehenden gingen die Besucher aus aller Welt auch im Hause des Greises noch aus und ein, und dankbar gedenke ich des letzten gemeinsamen Mittagessens mit ihm, Frau Finke, Dr. Trunz und Freund Paul W. Baumgarten, währenddessen wir edeln Château du Pape aus Avignon tranken und die beiden Jugendfreunde auf so manchen Streit und manche Wiederversöhnung vergangener Jahrzehnte, fröhlich miteinander kampfend, zurückschauten. Es war drei Wochen vor seinem Tod.

⁸ Joh. Spörl, Heinrich Finke 1855—1938. Sonderdruck aus dem Historischen Jahrbuch 58. Jhg. 1938, Heft 3/4, S. 8.

Als Mensch und Forscher, als Christ und Freund, als Lehrer und als Organisator wissenschaftlicher Arbeit ein ganzer Mann — eigenwillig und doch vor Gott in Demut sich beugend, so wird er uns Freiburger Freunden in Erinnerung bleiben.

E. Krebs.

*

Auf die Mitteilung vom Tode des Geheimen Rates Finke hat der Hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg folgendes Telegramm erhalten:

„Ob excessum desideratissimi viri Finke Augustus Pontifex tibi, propinquis sodalitatique Goerresgesellschaft dolorem suum declarat cunctisque divina munera precatus peramanter benedicit. Cardinal Pacelli.“

Das Auswärtige Amt hat an den Vizepräsidenten folgendes Schreiben gerichtet:

„Indem ich Ihnen für die Übersendung der Todesanzeige des Präsidenten der Görres-Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Heinrich Finke, bestens danke, darf ich Ihnen mein Beileid zu dem Ableben dieses um die deutsche Wissenschaft und das Ansehen der deutschen Wissenschaft im Auslande hochverdienten Mannes zum Ausdruck bringen.“

Die Deutsche Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft) antwortete auf die Todesanzeige:

„Die Deutsche Forschungsgemeinschaft spricht zum Hinscheiden des Geheimen Rats Professor Dr. Heinrich Finke den Betroffenen ihr aufrichtigstes Beileid aus.“

In den Beileidstelegrammen oder Briefen des hochwürdigsten deutschen Episkopates kommt in vielen Wendungen zum Ausdruck „die innigste Mittrauer für den edeln unvergeßlichen Präsidenten Finke“, „der aufrichtige Schmerz über den Verlust eines der Edelsten und Besten der ganzen katholischen Wissenschaft Deutschlands, des Gelehrten von Format, des Christen von Überzeugung und hohem Seelenadel, der durch seine wissenschaftliche Leistung wie durch seine religiöse Haltung vorbildlich war, dieses Pioniers der christlichen Wissenschaft, des um die Wissenschaft so hochverdienten Gelehrten; des treuen Sohnes seiner Kirche und des wahrhaft vornehmen deutschen Mannes“, „der sich in seinem Leben um die Pflege der katholischen Wissenschaft unsterbliche Verdienste erworben hat, des großen Gelehrten und Christen; die Anerkennung der wertvollen und selbstlosen Dienste in den gelehrten und wissenschaftlichen Kreisen“. „Er war ein Fürst im Reich der Wissenschaft und der Stolz unserer Gesellschaft, die wir uns augenblicklich ohne ihn gar nicht denken können; er war Vater und Freund aller Forscher

und Mitglieder und seiner zahlreichen begeisterten Schüler; und er war in Glaube und Demut ein Kind vor Gott und in der Hand Gottes."

„Mit ihm hat Deutschland einen seiner tüchtigsten Gelehrten und idealsten Führer auf dem Gebiete geschichtlicher Forschung und Darstellung verloren. Das Inland und Ausland waren Zeugen seines rastlosen Forschungseifers und seiner ebenso feinsinnigen wie weitblickenden Arbeitsweise in der Lösung schwieriger Aufgaben historischer Behandlung wie seiner warmherzigen Durchdringung kulturgeschichtlicher Probleme. Dazu seine auf tiefster Überzeugung beruhende treue Anhänglichkeit an unsere heilige Kirche, verbunden mit der charaktervollen Gerechtigkeit in Abwägung des Urteils.“ „War er doch eine Persönlichkeit, die durch ein großes, geläutertes Wissen, hervorragende Fähigkeiten, tiefes Pflichtgefühl, nie erlahmende Arbeitsfreudigkeit, mitreißende Liebe zu Kirche und Vaterland jeden, der ihn näher kennenlernte, mit anerkennender Bewunderung erfüllte.“ „Von diesem Wirken gilt das Wort des heiligen Bernhard: *Tantum lucere — vanum; tantum ardere — parvum! Lucere et ardere — perfectum.*“ „Jeder, der den Verstorbenen gekannt hat, brachte seiner edeln, von tiefer Religiosität durchdrungenen Persönlichkeit große Hochachtung entgegen. Die deutsche Wissenschaft verliert in ihm einen hervorragenden Vertreter, dessen Verdienste auf dem Gebiet der Geschichtsforschung unbestritten sind.“

„Wir alle haben in ihm den unermüdlischen und erfolgreichen Forscher und Gelehrten, ganz besonders aber den edeln und großherzigen Menschen zu betrauern . . . Der Verewigte gehörte einer bestimmten Periode der deutschen Geisteswelt an und trug deren Gepräge, an deren Stelle heute schon eine neue Epoche mit eigener Prägung getreten ist. Die Verhältnisse und die Aufgaben formen die Verschiedenheit der Zeiten. Allein es gibt auch hierin eine Konstante, und das ist die Echtheit, die Vornehmheit, das Pflichtbewußtsein eines vollendeten Charakters. Als ein solcher wird Heinrich Finke allen Zeiten, so verschieden sie voneinander sein mögen, beispielhaft vor Augen stehen.“

Außerordentlich lebhaft war das Echo des Auslandes: Baron Raymond de W a h a aus Luxemburg:

„. . . Im Winter-Semester 1899—1900 lernte ich ihn in Freiburg i. Br., wo ich seine Vorlesungen besuchte, kennen und traf ihn auch später wiederholt, zuletzt bei unserem gemeinsamen Freunde Msgr. J. P. Kirsch in Freiburg i. d. Schweiz, gelegentlich der Feier zum 70. Geburtstag unseres hochverehrten Gustav Schnürer. Finke hat immer durch sein ausdauerndes, mutiges, wissenschaftliches Streben, durch seine lebenswürdige Güte und seinen umfassenden Weitblick anregend auf mich gewirkt. Er erinnerte mich an die Zeit, die ich in Amerika verbrachte, wenn er im Gespräche so präzise In-

formation über aktuelle Zusammenhänge mit dem Ausblick auf weite Horizonte verband. In der Atmosphäre hatte ich an den amerikanischen Universitäten geatmet."

Professor Dr. R a m p h u i s e n, Generalsekretär der Vereeniging tot het bevorderen van de Beoefening der Wetenschap onder de Katholieken in Nederland:

„Tief erschüttert empfangen wir den Bericht des Verschidens Ihres sehr geehrten Präsidenten Professor Dr. Heinrich Finke. Die langjährigen und überaus angenehmen Beziehungen zwischen unseren beiden Gesellschaften haben viele von unseren Mitgliedern, und besonders die Vorstandsmitglieder, mit ihm in persönliche Beziehung gebracht, und wir alle, ohne Ausnahme, waren immer wieder betroffen von seiner edeln Persönlichkeit. Indem wir Ihnen die Versicherung geben, daß er uns unvergeßlich bleiben wird, beehren wir uns, Ihnen unser herzliches Beileid zu zeigen für den Verlust, den Ihre Gesellschaft erlitten hat.“

Professor Dr. Stanisław K u t r z e b a, Generalsekretär der Polska Akademia Umiejetności, Krakow:

„Au nom de l'Académie Polonaise des Sciences et des Lettres j'ai l'honneur de vous prier de vouloir d'agrèer et transmettre à la Görres-Gesellschaft nos condoléances les plus profondes et les plus sincères à l'occasion de la douloureuse perte qu'a subie la Görres-Gesellschaft par la mort de son éminent Président Mr. le Prof. H. Finke.“

Der Rektor der Università di S. Cuore in Mailand, P. Agostino G e m e l l i:

„Le invio sentite condoglianze per la morte dell'illustre Prof. Heinrich Finke, che non solo ha tanto onorato la Görres-Gesellschaft, ma ha portato un assai prezioso contributo alla disciplina delle Scienze storiche.

La sua predita è dolorosa per tutti ed io non mancherò di pregare per suffragare l'anima del Prof. Finke e per chiedere pure a Dio che voglia dare alla Loro Società un degno successore del Prof. Finke.

Voglia gradire, illustre Professore, l'espressione devota dei miei ossequi.“

Msgr. Angelo M e r c a t i, Archiv. segreto Vaticano, Città del Vaticano:

„Grato per la cortesia usatami d'informarmi della morte e dei funerali del veramente grande e benemerito Dr. Finke, la cui venuta qui in Archivio Vaticano era sempre per me una grande gioia, presento a codesta illustre Società le mie vive condoglianze per la perdita di tanto Presidente e formo i piu fervidi voti perche essa, con una tradizione cosi bella, possa continuare nello sua efficace opera scientifica.“

La perdita del Dr. Finke è molto grave per la scienza, pur Egli ha lasciato luminoso esempio, luminosa produzione scientifica e largo schiera di valenti discepoli, che sapra ricevere e tenere accesa la lampa da che il compianto Defunto ha tanto degnamente sostenuta e alimentata.“

J. Cardinal Goma, Arzobispo de Toledo, Pamplona:

„Recibo la noticia des fallecimiento de mi gran amigo el Dr. Enrique Finke, y le agradeceré exprese a sus familiares mi más sentido pésame como tambien a las corporaciones a que pertenecía. España ha perdido un grande y sincero amigo. Pido al Señor le conceda el eterno descanso.“

Rectorado Universidad de Salamanca:

„Con profundo sentimiento ha recibido el Claustro de Profesores de esta Universidad la noticia de la muerte del eminente Profesor Dr. Heinrich Finke, tan ligado a España por lazos de afecto y recuerdo imperecedero surgidos de sus constantes y eruditas investigaciones en los Archivos históricos de nuestra Patria.

El año 1931, la Universidad de Salamanca le rindió público y justo homenaje concediendole el titulo de Doctor honoris causa visitando esta Universidad con motivo de su investidura y quedando incorporado a nuestro Claustro.

Reciba en nombre de todos los compañeros, Doctores de esta Universidad, nuestro sentido pésame y ruego a Vd. haga llegar a la Universidad de Freiburg i. Br. y a la Görres-Gesellschaft la expresión de nuestra condolencia por la pérdida de tan ilustre colega.“

Real Academia de la Historia, San Sebastian:

„La Real Academia de la Historia ha tenido noticia, con el más profundo sentimiento, de haber fallecido su Academico de Honor, el Profesor Dr. Heinrich Finke, el gran historiador alemán, trabajador infatigable en nuestros Archivos, y esclarecedor de la política europea, en torno al Concilio de Constanza, y a quien la historia de la Corona de Aragon debe y a sus discípulos, los más importantes trabajos recopilados en su magna obra »Acta Aragonensia«, que es la mejor y más cumplida colección diplomática del Reino Aragonés.

Tan irreparable pérdida nos llena de dolor, y por ello esta Real Academia de la Historia con especial sentimiento transmite a V. E. el que le embarga, y ruego acepte, asi como la Universidad de Friburgo, a la que el finado pertenecía, el más sentido pésame.

Lo que cumplimentando el acuerdo de la Academia, tengo el honor de representar a V. E. juntamente con el testimonio de mi alta consideración personal. Dios guarde a V. E. muchos años.“

Professor Dr. h. c. Antonio G r i e r a , San Sebastian:

„Reciba V. y con V. la Görres-Gesellschaft mi sentido pésame por la muerte de Geheimrat Profesor Finke, sabio eminente, catolico ejemplar y amigo cordial. En mis oraciones, especialmente en el memento de defuntos no olvidaré a nuestro querido presidente y venerado maestro.“

Fernando B a l l s T a b e r n e r vom Instituto Nacional de 2.^a Enseñanza de Córdoba:

„Con vivo sentimiento recibo la notificacion de la muerte del venerado Maestro, el Profesor H. Finke, Presidente de la Görres-Gesellschaft, y ruego a V. como Vice-Presidente de dicha entidad acepte el testimonio de mi mas sentido pésame. Es una pérdida muy grande, no solo para la Ciencia historica Alemana, sino tambien para la Cultura Espanola la que representa la desaparicion del Dr. Finke, cuya personalidad eminente halia llegado a constituir un simbolo insuperable de la amistad y colaboracion de los actividades intelectuales de nuestros respectivas Naciones, enlazadas en la commudad de anhelos y es fuerzas hacia un superior progreso espiritual y en defensa de nuestro secular Civilizacion colectiva. Es tambien una gran pérdida para la Ciencia Catolica, de la que el Prof. Finke fué figura relevante y de la que somos devotos todos cuantos admiramos y amamos la personalidad del eminente Maestro, en toda su plenitud, sin reservas ni disminuciones de ningun género. Sin embargo, desde el Cièlo, en el que Dios habra acogido su alma, el Prof. Finke intercedera, sin duda, por cuantos hemos tenido la honra de ser sus amigos y sus discipulos, por nuestros trabajos y actividades intelectuales, por nuestras respectivas Naciones, que fueron para él la Patria natural y la Patria adoptiva, y por esa meritissima Sociedad Görres, a la que tanto estimó.“

Anselmo M. A l b a r e d a , Präseft der Biblioteca Apostolica Vaticana:

„Gelegentlich des Hinscheidens Ihres allseits hochverehrten Präsidenten gestatte ich mir in Vertretung der Vatikanischen Bibliothek wie auch in meinem eigenen Namen das tiefste Beileid auszudrücken.

In dem Verstorbenen verehrten wir den glänzenden Vertreter der christlichen Wissenschaft und eine der hervorragendsten Persönlichkeiten des modernen Kulturlebens. Die Bibliothek hatte auch die Ehre, ihn unter ihre wertvollsten Mitarbeiter zu zählen, und ich persönlich hatte außerdem Gelegenheit, Geheimen Rat Finke als vorbildlichen und lebenswürdigen Lehrer schätzen zu lernen.

Möge sein tatkräftiger Geist in der hochverdienten Görres-Gesellschaft weiterwirken!“

*

Der verewigte Präsident hat der Görres-Gesellschaft seinen umfangreichen und inhaltlich sehr bedeutenden literarischen Nachlaß vermacht und zu Lebzeiten mehrfach den Wunsch ausgesprochen, die Gesellschaft müsse ihm einmal dafür den **G r a b s t e i n** setzen. Der Vorstand ist einmütig der Auffassung, daß es eine Ehrenpflicht ist, diesen Willen zu achten, und hat daher bereits die Vorkehrungen getroffen, dem Toten ein würdiges Denkmal zu stiften. Herzlich laden wir alle Mitglieder und Freunde ein, zu diesem Zweck ein Scherflein beizutragen und die Gabe auf unser Postscheckkonto Köln 511 27 einzuzahlen mit dem Vermerk: Finke-Ehrung.

Die öffentliche **G e d ä c h t n i s s f e i e r** der Gesellschaft wird auf der nächsten Generalversammlung, welche, so Gott will, für Anfang Oktober nach Bamberg geplant ist, stattfinden.

* * *

Aus der **P r e s s e** und aus **Z e i t s c h r i f t e n** seien folgende Nachrufe mitgeteilt:

Freiburger Tagespost, Freiburg, vom 22. 12. 1938

Heinrich Finke

Zum Tode des großen Historikers

Wem das Schicksal ein biblisches Alter vergönnte, dessen Leben erscheint uns zu einem vollen Kreise geschlossen. Und doch erschütterte die Nachricht von dem am 19. Dezember erfolgten unerwarteten Tode des 83jährigen greisen Forschers, Geheimrat Dr. Heinrich **F i n k e**, seine Freunde und Schüler. Vielen, die dem Toten nahestehen durften, erschien er als „Ewiglebender“, dessen Ende man sich gar nicht vorstellen konnte. Denn wenn Heinrich Finke in den letzten Jahren auch körperlich gealtert war und er selbst immer wieder von seinem Scheiden sprach, so war er geistig doch unermüdlich tätig und von einer seltenen Frische, die jeden in Staunen versetzte, rastlos in seiner Arbeit, voll von Plänen, immer neu anregend und aufgeschlossen allem Gegenwartslieben.

Heinrich Finke war ein Sohn der **w e s t f ä l i s c h e n** Erde, in einem armen, kleinen Bauernhaus stand seine Wiege. Das Erbe gesunder Ahnen und ursprünglichen Geistes wurde früh wach im Knaben und führte ihn zur geistigen Welt. Wieviel Not und Dürftigkeit, wieviel Kampf und Sorge um ihn waren in seiner harten, aber glücklichen Jugend, hat er oft erzählt voll Dankbarkeit immer gegen seine Eltern und seine Helfer. In seiner Heimat weilte er bis in die letzten Jahre gern, in einer Heimatzeitung hat er vor ein paar Jahren eine entzückende Darstellung seiner Jugenderinnerungen geschrieben. Als dem Jungen der Besuch des Gymnasiums in Münster ermöglicht wurde, stürzte er sich mit dem ganzen Heißhunger seiner Jahre auf alles, was deutsche Literatur und Geschichte hieß. Bewußt und stolz erlebte er die deutschen Schicksals Siege der sechziger und siebziger Jahre. Der Kulturkampf bestimmte früh eine kämpferische Haltung, die in der bodenständigen Religiosität seiner Herkunft begründet war, deren Einseitigkeit in den späteren Jahren einer ruhigeren Würdigung Platz machte. Der Schüler dichtete,

trieb Musik und war in allen literarischen Zirkeln Münsters zu Hause. Nach der Maturitas blieb ihm aus finanziellen Gründen die Hochschule verschlossen. Er mußte für sich und die Seinen des Lebens' tägliche Notdurft immer neu erkämpfen. Er war Hauslehrer, schrieb für Zeitungen, studierte nebenher wie ein Verdurstender mit solchem Erfolg, daß er nach kaum zwei Semestern in Tübingen die philosophische Doktorwürde (1879) erwerben konnte.

Wirtschaftliche Not ließ ihn erneut Hauslehrer werden, dann Archivbeamter, dazwischen saß er als Stenograph und Berichterstatter im Reichstag und hörte mit zitternder Erregung die gewaltigen Reden Bismarcks. Erst nach sechs „Wanderjahren“, wie eine kleine, fein abgestimmte *Autobiographie* (1925) diese Jahre nennt, wurde ihm mit den Arbeiten am Westfälischen Urkundenbuch, die ihn auch nach Italien führten, die Möglichkeit gegeben, sich ausschließlich der Wissenschaft zu widmen und die akademische Laufbahn vorzubereiten. Die Unverdrossenheit und kraftvolle Energie, die er in diesen Notjahren erprobte, blieb ein Kennzeichen seines ganzen Lebens. Jene Jahre haben seine Haltung und sein Wesen geformt. Finke war eigentlich immer ein Suchender, dessen größte Freude es war, Neues zu entdecken, anzuregen, die Forschung zu beleben und Probleme anzuschneiden. In jenen Jahren war er auch in wissenschaftlichen Organisationsfragen außerordentlich produktiv.

Die Dozentenjahre in Münster (1886—98) und noch die erste Zeit in Freiburg i. B. (seit 1899) waren reich an wissenschaftlichen Fehden, die er aber nicht um des Kampfes, sondern um der Wahrheit willen ausfocht. Sein Briefnachlaß birgt viele Stücke davon. Er war kein bequemer Gegner, unbestechlich und scharf drang er bis zum Kern der Probleme vor und legte die Schwächen des Gegners bloß. Bekannter wurde sein Streit mit dem Leipziger Historiker Lamprecht.

In Münster und hier in Freiburg, wo Finke die sogenannte Weltanschauungsprofessur für Geschichte innehatte, formten sich allmählich seine großen *Forschungsaufgaben*. Sein Hauptarbeitsgebiet war das deutsche und südeuropäische Mittelalter. Es war mehr kultur- und geistesgeschichtlich denn politisch ausgerichtet; in starkem Maße drang Finke sogar in weite Gebiete der Kirchengeschichte ein, allerdings gesehen vom Blickfeld des Laienhistorikers. Durch reiches Erleben und persönliche Erfahrungen schon ein Reifer, war Finke, wenn wir von kleineren frühen Studien absehen, mit der Edition westfälischer Papsturkunden und seiner Habilitationsschrift über „Forschungen zum Konstanzer Konzil“ (1889) in die wissenschaftliche Welt eingetreten.

Mit den Arbeiten über das *Konstanzer Konzil* ist der eine große Problemkreis genannt, dem sein mühevolles, aber auch oft freudevolles Forscherleben galt. Dem nie Rastenden wurde die Erschließung neuen Quellenmaterials zum Hauptinhalt seines Lebens. Er bewegte sich darin, obwohl in allem ein Eigener und keiner historischen Schule verwachsen, ganz auf der Linie vieler deutscher Historiker des 19. Jahrhunderts. Aber wie er seine neuen Quellen wertete und nutzbar machte, blieb doch wieder seine eigene Gabe. Rastlos zog er von einem Archiv des In- und Auslandes ins andere, suchend, spürend, mit Erfolg heimkehrend — noch heute birgt sein Nachlaß viel Ungehobenes. Seine Konstanzer Quellenarbeit liegt in vier dicken Bänden „*Acta Concilii Constantiensis*“ (1896—1928) und vielen kleineren Arbeiten und in den entzückenden „*Bilder vom Konstanzer Konzil*“ (1903) vor. Aus dem Thema „Konstanz“, dem

der Gelehrte sich durch seine Wahlheimat am Oberrhein besonders verbunden fühlte, erwachsen die anderen großen Aufgabenkreise. In Spanien, im Kronarchiv von Barcelona, fand Finke bei seinen Konzilsstudien einen ungeheuren Quellenstoff zur kulturellen und politischen Geschichte des gesamten abendländischen Mittelalters, wie es selten einem Forscher zu finden vergönnt war. Dieses Material erschloß Aufgaben, für die es sonst keine Quellen gab; und es war seinerzeit ein lebhaftes Aufhorchen in der internationalen Geschichtswissenschaft, als Finke aus diesem mare magnum spanischer Archive und Bibliotheken in drei Bänden „Acta Aragonensia“ (1907/23, Nachtrag 1933) eine Auslese wertvollster Stücke der Forschung schenkte. Trotz eigener Arbeiten und Studien zahlreicher Schüler und anderer Forscher ist dieses reiche Material noch nicht ausgeschöpft. Dabei hatte Finke den rein spanische Belange berührenden Stoff den Spaniern selbst zur Verwertung überlassen. Wie kein anderer kannte Finke Spanien, in vielen Vorträgen hat er die Kenntnis dieses Landes weiten deutschen Kreisen nahezubringen gesucht. Und die spanische mittelalterliche Geschichtsforschung selbst wurde durch die Arbeiten und die Persönlichkeit Finkes außerordentlich angeregt und gefördert. Der Dank spanischer Gelehrter und wissenschaftlicher Organisationen ist oft vor und nach dem Krieg zum Ausdruck gekommen. Wenn die Universität Freiburg zu einem Mittelpunkt spanischer Geschichtsforschung wurde, wo auch Spanier selbst ihre Schulung erfuhren, wenn das Interesse am spanischen Kulturkreis so überaus rege wurde, wenn während des Krieges Spanien uns gegenüber neutral und freundschaftlich verbunden blieb, so hat Finkes kulturelle Arbeit vor dem Weltkriege — er war fast jedes Jahr von Freiburg aus mehreremal dort — ein gutes Stück dazu beigetragen. Wohl noch nie wurde in und von Spanien ein ausländischer Forscher so geehrt wie Heinrich Finke.

Es können hier unmöglich auch nur die wichtigsten Arbeiten des Gelehrten genannt werden — das Schriftenverzeichnis umfaßt weit über 200 Nummern. Erwähnung verdienen aber wenigstens die abschließenden Bände über „Papsttum und Untergang des Templerordens“ (1907), sein wegweisendes und ergebnisreiches Buch „Aus den Tagen Bonifaz' VIII.“ (1902) und das kleine aus Vorträgen entstandene Büchlein „Die Frau im Mittelalter“ (1913). Alle diese Werke brachten neuen Stoff und wurden zugleich für die Problemstellung und weitere Forschung richtunggebend. Finke hat vor einigen Jahren einmal geäußert, er sei in seinem Gelehrtenleben nie glücklicher gewesen als damals, wo ihm all das Neue geradezu zuströmte. Und doch, wieviel Mühe, Arbeit, Energie und auch Opfer stehen hinter diesen Werken. In einem Vortrag schilderte Finke die wahre wissenschaftliche Arbeit als heißen Drang nach Versenkung in die Wahrheit, als eine leidenschaftliche Liebe, die alle Beschwerden, alle Entbehrung, auch alle Verachtung auf sich nimmt, die der Wissenschaft bis zum Tode anhängt; er hat mit diesen Worten auch sein eigenes Forscherleben und Wissenschaftsethos gekennzeichnet. Der Beruf des Gelehrten und Forschers erfüllte ihn tief. Aber dieses Wissenschaftsleben war zu keiner Zeit verstaubt, war nie Stubenhockertum und Weltabgeschlossenheit. Davor bewahrte ihn seine Anlage und sein seit der unruhigen Journalistenzeit immer reger, vielseitiger Geist, der keine Schablone kannte, und sein unerhört waches Interesse an allen Fragen des Lebens, der Kunst, Literatur und Politik, ob sie der Vergangenheit angehörten oder engste Gegenwart waren. So hat er auch die Jüngeren wiederholt auf die verpflichtende Aufgabe der Mitarbeit an der Bewegung und der Aufbauarbeit des

Führers hingewiesen. Durch seine Forschertat im Ausland diente er selbst zugleich dem Vaterlande; persönliche Beziehungen zwischen Finke und ausländischen Gelehrten bedeuteten oft genug den Anfang enger Beziehungen zwischen der Wissenschaft der betreffenden Länder überhaupt. Als der Führer dem greisen Forscher zu seinem 80. Geburtstag in Anerkennung seiner Verdienste als höchste Ehrung den „Adlerschild“ verlieh, mag diese Anerkennung mitbestimmt gewesen sein durch die kulturelle Arbeit des Gelehrten im Ausland. Finke selbst hat darum diese Ehrung besonders warm empfunden.

Gleichsam als Erholung von den ernsten historischen Quellenstudien schrieb Finke — auch das ein Zeichen seiner geistigen Regsamkeit — Kunst- und Literaturgeschichtliche Arbeiten. Seinem Schwiegervater, dem Düsseldorfer Nazarener Carl Müller, dem Maler Franz Ittenbach widmete er zwei fein abwägende Monographien; über Friedrich und Dorothea Schlegel, Bismarck, über Wissenschaftsfragen usw. finden wir verschiedene Arbeiten. Finke war ein Meister in der Zeichnung und Charakterisierung einzelner Persönlichkeiten, die mit ein paar Strichen gezeichnet, dauernd dem Gedächtnis haften blieben.

Wenn heute auf spätmittelalterlichem Forschungsgebiete, vor allem dem der *Vorreformation* interkonfessionell eine weitgehende Angleichung in den Anschauungen erreicht ist, so hat Finkes Arbeit wesentlich dazu beigetragen. Man wird in seinem Lebenswerk vielleicht ungern das eine oder andere zusammenfassende Werk vermissen, z. B. die Geschichte der Vorreformation oder die mittelalterliche Weltanschauung, die er am besten hätte schreiben können. Daß wir sie nicht finden, hat zum Teil rein äußere Gründe. Zunächst glaubte er, in seinem ungestillten Erkenntnisdrang noch nicht genügend die Grundlagen zu so umfassenden synthetischen Werken zu besitzen, und dann, als seine Quellenforschungen nahezu abgeschlossen waren, brach der Weltkrieg aus mit all seinen unglücklichen Nachwehen, die für stille besinnliche Arbeit keine Zeit und Muße ließen. Der Weltkrieg brachte Finke auf ein anderes Gebiet. Auf vielen vaterländischen Abenden hat er von deutschem Geist und Wesen, vom gerechten Kampf Deutschlands im Weltkrieg gesprochen, um den Lebenswillen der deutschen Heimat zu stärken. Als unsere Feinde und vorab die Franzosen begannen, mit Hilfe einer Pseudowissenschaft gegen die deutsche Kultur ungeheure Anklagen zu schleudern, gründete er mit anderen Gelehrten den „Arbeitsausschuß zur Verteidigung deutscher und katholischer Interessen im Weltkrieg“, der mehrere in vielen Sprachen übersehte Werke den französischen Werken der Lüge und Verleumdung entgegenstellte. Gegen Ende des Krieges, der ihm durch den Heldentod seiner beiden Söhne auch persönliches Leid brachte, hielt Finke mit anderen deutschen Gelehrten Hochschulkurse in Mazedonien für die unter Waffen stehenden Studenten — auch dieses ein Beweis unerschütterlichen deutschen Kulturwillens. Bei Kriegsende bekleidete er das akademische Rektorat und hielt kurz vor der Entscheidung in Versailles als Vertreter der Stadt Freiburg eine eindrucksvolle Rede gegen den furchtbaren geplanten Gewaltfrieden. Der gefallenen Studenten hat er in einer ergreifenden Gedenkrede gedacht.

Seit 1924 war Finke Präsident der Görres-Gesellschaft als Nachfolger von Grauert. Durch den Ausbau der Auslandsinstitute hat er viel für das Ansehen der deutschen Wissenschaft getan und auch den sonstigen Arbeiten dieser wissenschaftlichen Organisation viel persönliche Freiheit geopfert. Allerdings

hat das ehrliche Wollen des weitblickenden Mannes nicht immer das richtige Verständnis gefunden.

Es würde Wesentliches im Bilde Heinrich Finkes fehlen, vergäße man des Lehrers und Menschen. In Finke paarte sich zu einer glücklichen Einheit das Ideal des Forschers mit dem des Lehrers. Drei Jahrzehnte hat er dem Freiburger Lehrkörper angehört (bis 1928), und in dieser Zeit das Gesicht der Freiburger Hochschule und vor allem das der „älteren Freiburger historischen Schule“, zu der v. Below, Fabricius, Meinecke und Rachfahl gehörten, mitbestimmt. Viele Studenten aus ganz Deutschland und dem Ausland kamen nach Freiburg, nur um Finke zu hören, sein Ruf war international. Hörer aller Lebenskreise und verschiedener geistiger Ursprünge saßen ihm zu Füßen, Schüler jeder Art kamen zu ihm ins Seminar. Keiner konnte sich dem Eindruck dieser Persönlichkeit entziehen. Seine Vorlesungen umfaßten das ganze Gebiet des abendländischen Mittelalters, mit Vorliebe las er über Renaissance, Dante, Vorreformation. Das wohl bedeutendste Kolleg behandelte die Kultur und Weltanschauung des Mittelalters. Sie alle waren getragen von einem hohen geistigen Niveau und klarer Gedankenführung. Hinter dem Wort stand die ruhig abwägende Persönlichkeit. Die Vorlesungen über die hilfswissenschaftlichen Fächer, über badische Geschichte, der er sich auch in eigenen Arbeiten widmete und für die er seine Schüler zu Arbeiten anregte, waren ebenfalls voll Leben und Gehalt. Eine Seminarübung bei Finke war ein Erlebnis, soviel „blutige Wunden“ manch einer auch davontragen mochte. Hier wurde der angehende Historiker, der künftige Lehrer und Wissenschaftler, der Archivar und Bibliothekar methodisch und formal geschult, hier gab Finke persönlich, suchte er erzieherischen Einfluß, riß er seine Hörer mit in die Probleme der Forschung. Finke war zwar kein methodischer Pädagoge, Vielseitigkeit war auch hier das Merkmal, wurde aber nie zur Verflachung. Wenn Finke den in seinen letzten Lehrjahren aufkommenden neuen historischen Strömungen sein Verstehen auch nicht verschloß, so blieb er doch der Vertreter strengster Quellenanalyse, auf Grund deren erst eine Synthese möglich schien. Er hat aber die wertvollen schöpferischen Arbeiten Jüngerer immer voll gewürdigt. Was der Lehrer für viele seiner Schüler, deren Eigenart er zu erfassen und zu erhalten suchte, auch nach dem Studium noch bedeutete durch sein immer warmes Interesse und oft auch durch praktische Hilfe, ist wiederholt bei Jubelfeiern zum Ausdruck gekommen. In der Notzeit der Inflation konnte er mit Hilfe spanischer Freunde manchem Studenten das Dasein erleichtern, und sein immer gastliches Haus mit seiner feinsinnigen Gattin sah viele Gäste, die neben leiblicher Stärkung auch noch manch ernstlich-väterliches Wort mit nach Hause nahmen. Damit kommen wir dem Menschen Finke nahe. Ihn ganz verstehen und schätzen lernte wohl nur der, dem es vergönnt war, dem Gelehrten auch privat näherzutreten. Man durfte dann einen Blick tun in die geistige Werkstatt, durfte teilnehmen an seiner Freude und Sorge. Wohl niemand konnte sich gerade hier dem Zauber der Persönlichkeit entziehen, und keiner ging ohne Bereicherung von ihm fort.

Nichts erfreute den Lehrer und Menschen Finke mehr als die Anhänglichkeit seiner ehemaligen Schüler, von denen etwa 200 bei ihm ihre Doktorarbeiten einreichten. Finke erkundigte sich immer wieder nach ihnen, meinte im Rückblick zuweilen, diesen oder jenen vielleicht etwas „zu hart“ angefaßt zu haben.

Viele Ehrungen zeigten ihm die Anerkennung der in- und ausländischen Wissenschaft. Wir können sie hier nicht aufzählen. Eine Anzahl wertvollster wissen-

schaftlicher Gedenschriften wurden ihm von seinen Schülern und wissenschaftlichen Körperschaften zu verschiedenen Festtagen gewidmet.

Fassen wir noch einmal das Bild und die Bedeutung des toten Forschers zusammen. Sein Leben war trotz früher Not und vielfachen Leides ein überreiches. Von Jugend auf zäh und eigentwillig, von selten geistiger Beweglichkeit bis in seine letzten Tage hat er sich durch rastlose Arbeit einen bedeutenden Namen erworben. Seine ungewöhnlichen Forschungserfolge wurden von der internationalen Wissenschaft anerkannt. An der heimatischen Hochschule und in der Wahlheimat Freiburg gehörte er zu den führenden Männern, für die geschichtlichen Studien seiner westfälischen und badischen Heimat hat er durch die Tätigkeit als Vorsitzender der historischen Kommissionen und historischen Vereine fördernd und führend gewirkt. Bei seinen Quellenstudien begnügte er sich nicht damit, die Materie einfach darzubieten — allein das schon würde seinen Namen mit der historischen Wissenschaft des Mittelalters für immer verknüpfen: er machte das neue Wissen sofort nutzbar für die geschichtliche Erkenntnis, die anscheinend tote Materie gewann bei ihm Leben und trug dazu bei, das Gesicht einer Periode klarer zu zeichnen. Das heute gültige Bild des späteren Mittelalters hat er, wie schon erwähnt, entscheidend mitbestimmt, sein aus den Studien und einer persönlichen Geisteshaltung erwachsenes Geschichtsbild wurde auch von andersdenkenden Forschern geachtet und gewürdigt.

Daß Finke die letzte Synthese seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht mehr gestalten konnte, hat er schmerzlich empfunden. In einer vertrauten Unterhaltung nannte er einmal die Jahre kurz vor dem Kriege einen „Bruch in der wissenschaftlichen Arbeit“, die dann durch die Wirren der Kriegs- und Nachkriegszeit und die Präsidentschaft der Görres-Gesellschaft nicht in dem gewünschten Umfange wieder aufgenommen werden konnte. Große geplante Arbeiten mußten liegenbleiben. Die Nachkriegsjahre seien wohl, so meinte er, für seine Schüler fruchtbar gewesen, aber Eigenes fehle. Diese klare, offene Erkenntnis der Grenze seiner Wissenschaftsarbeit ehrt den Verstorbenen, aber dieser Resignation bedurfte es nicht: denn wer im Leben und Werk so reich an gemeisterten Aufgaben und Erfolgen war, wer so viel zu geben hatte, dessen Name wird im Werk und im Kreise der Schüler für immer fortleben.

Be.

Mannheimer Neues Tageblatt, Mannheim, vom 25. 12. 1938

Heinrich Finke †

Rückblick auf ein Forscherleben

Am 19. Dezember starb in Freiburg im 84. Lebensjahre Professor Dr. Heinrich Finke, der Altmeister der deutschen Geschichtsforschung, den der Führer zu seinem 80. Geburtstag mit dem Adlerschild des Deutschen Reiches ausgezeichnet hat. Heinrich Finke war Westfale (geboren am 13. 6. 1855 in Kreckling). Von früher Jugend an beseele ihn ein unbändiger Forschungstrieb, der sich den alten und neuen Sprachen, der Literatur und Geschichte zuwandte. Aus den engen Verhältnissen der kinderreichen Familie, der er entstammte, bahnte er sich durch autodidaktisches Studium den Weg, studierte dann in Tübingen und wurde 1882 Archivbeamter in Schleswig. Von da ging er zur Tagespresse, indem er unab-

lässig weiter seinen wissenschaftlichen Forschungen nachging. Die Frucht dieser Jahre war das Westfälische Urkundenbuch (1886). Im Jahre 1887 habilitierte er sich an der Universität Münster für Geschichte. 1891 wurde er zum außerordentlichen und 1897 zum ordentlichen Professor der Geschichte an dieser Universität ernannt. Schon ein Jahr darauf erhielt er die Berufung an die Universität Freiburg i. Br., deren Lehrkörper er bis zu seiner Emeritierung angehörte, und an der er auch darüber hinaus seine Tätigkeit fortsetzte.

Mit dem geschichtlichen Leben seiner engeren westfälischen Heimat begann Heinrich Finke also seine Forschungsarbeit. Aber er sah immer die großen Zusammenhänge, und so führte ihn diese Arbeit bald zu Forschungen, die das gesamtdeutsche geschichtliche Leben betrafen, und darüber hinaus zu Arbeiten, in denen er den Ausstrahlungen dieses Lebens, namentlich im Mittelmeerraum und vor allem in Spanien, nachging. Seine Doktordissertation widmete er der reichsstädtischen Politik Kaiser Sigismunds, der als deutscher König durch das Konstanzer Konzil die Einheit der Kirche wiederherstellte. So sehen wir ihn schon früh auf dem Weg zu einem Hauptgebiet seiner wissenschaftlichen Arbeit, der Erforschung der Quellen zur Geschichte des Konstanzer Konzils, das durch die Teilnahme zahlreicher bedeutender Persönlichkeiten zu einem das geistige Leben dieser Zeit widerspiegelnden Kongreß des ganzen Abendlandes wurde. Mehr als 25 Jahre sammelte und bearbeitete Heinrich Finke den Quellstoff seiner Acta Concilii Constantiensis. 1896 erschien der erste, 1932 der letzte Band dieser Konzils-Akten, die eine der Hauptquellen zur Erforschung des Spätmittelalters sind.

Auf seinen zahlreichen Studienreisen, vor allem nach Rom, Barcelona und Madrid, sammelte er nicht nur die Quellen für die Konzils-Akten, sondern auch wichtiges Material zur Geschichte des Zeitalters Papst Bonifatius' VIII. 1902 erschienen im Rahmen der „Vorreformationsgeschichtlichen Forschungen“ der Görres-Gesellschaft der Funde und Forschungen „Aus den Tagen Bonifaz' VIII.“ und im Jahre 1907 das Werk „Papsttum und Untergang des Tempelordens“.

Heinrich Finke war einer jener Forscher, die bei aller Sorgfalt und Gründlichkeit der Einzelforschung die großen geschichtlichen Zusammenhänge niemals aus dem Auge verlieren, wenn er selbst auch eine Darstellung einer ganzen Zeitepoche nicht geschrieben hat. Die ganze deutsche und westeuropäische Geschichte stand lebendig vor seinem geistigen Auge. So konnte er auch aus der neueren Geschichte einzelne Persönlichkeiten und Geschehnisse herausheben, und man spürte immer in seiner Darstellung das Wissen um die großen Zusammenhänge. So, wenn er über die Frau im Mittelalter schrieb, oder über Dante, über Friedrich Schlegel, über Carl Müller und Fürst Bismarck.

Dieses lebendige Wissen gab ihm auch die Befähigung zu seiner Lehrtätigkeit. In den 40 Jahren, die er an der Universität Freiburg lehrte, hat er zahllose Schüler in die deutsche Geschichte eingeführt und ihnen die Wege zur Erforschung des geschichtlichen Lebens gewiesen. Dankbar erinnern wir uns der Stunden im Finke-Seminar, in denen er seine Schüler an seinen Forschungen teilnehmen ließ und sie so praktisch in die Forschungsarbeit und die lebendige Erkenntnis geschichtlichen Lebens einführte. Dabei war Heinrich Finke seinen Schülern ein väterlicher Freund und Berater, der besonders Verständnis für die Schwierigkeiten hatte, mit denen die jungen Freunde seiner Wissenschaft zu kämpfen haben. So haben seine Schüler ihm auch über Jahrzehnte hinaus Anhänglichkeit und Treue

bewahrt. Das zeigen die Festschriften, die ihm von Freunden und Schülern zu seinem 60., 70., 75. und 80. Geburtstag gewidmet wurden.

Die wissenschaftliche Welt schätzte Heinrich Finke als einen Gelehrten von hohem Rang. Heinrich Finke war korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, der Heidelberger Akademie, der Berliner Akademie, Ehrenmitglied der Spanischen Akademie für Geschichte und des Instituts d'Estutis castalans in Barcelona, Mitglied der Historischen Reichskommission, der Badischen Kommission, Ehrendoktor der Theologie (Breslau 1922), Ehrendoktor der Rechts- und Staatswissenschaft (Freiburg 1939), Ehrendoktor der Universitäten Salamanca, Valladolid und Barcelona sowie Ehrenprofessor der Universität Saragossa. Als Präsident der Görres-Gesellschaft (seit 1924) hat er auch der reichen Forschungsarbeit dieser Gesellschaft auf den Gebieten der Literatur-Wissenschaft, Philosophie und Theologie, der Altertums-Wissenschaft und Kunstgeschichte reiche Förderung angedeihen lassen.

Bis in die letzte Zeit erhielt den Forscher die Beschäftigung mit seiner Wissenschaft frisch. Im hohen Alter von schon 78 Jahren hatte er sich die geistige Beweglichkeit bewahrt, die ihn auch die geschichtlichen Ereignisse des letzten halben Jahrzehnts in ihrer Bedeutung für die Zukunft unseres Volkes erkennen ließ. Ein reiches Erbe hat er dem deutschen Volke hinterlassen, und groß ist die Zahl derer, die von ihm den ganzen Ernst der Wahrheitsliebe und der Hingabe gelernt haben, deren es zur Erforschung geschichtlicher Vergangenheit bedarf. Das hohe Ansehen deutscher Wissenschaft zu bewahren und zu erhöhen, wird die Aufgabe der Generation sein, in deren Hände er nun sein Lebenswerk gelegt hat.

Dr. Erich Wewel.

Hakenkreuzbanner, Mannheim, 23. 12. 1938

Adlerschildpreisträger Prof. Finke †

Der Nestor der deutschen Geschichtswissenschaft, Geheimrat Professor Dr. phil. Heinrich Finke, ist im Alter von 83 Jahren überraschend an einem Herzkrampf verschieden. Noch vor einem halben Jahr war ihm vom Führer der Adlerschild verliehen worden.

In Kreckling (Westfalen) geboren, hat Finke von 1899 bis 1929 an der Freiburger Universität gelehrt. Er war Ehrendoktor von Breslau, von Freiburg, Mitglied vieler Akademien und außerdem viele Jahre Präsident der Görres-Gesellschaft. Die große Bedeutung seiner völkerverbindenden Forschungstätigkeit wirkte sich besonders glücklich während des Weltkrieges auf das deutsch-spanische Verhältnis aus. Geheimrat Finke ging bis zuletzt in körperlicher und geistiger Frische seinen wissenschaftlichen Plänen nach.

Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M., 23. 12. 1938

Geheimrat Finke †

Geheimrat Heinrich Finke, der emeritierte Professor für Geschichte und Präsident der Görres-Gesellschaft, ist in Freiburg im Alter von 83 Jahren gestorben.

Heinrich Finke war einer der bekanntesten Forscher auf dem Gebiet der vorkonformatorischen politischen und kirchlichen Geschichte. Er wurde am 13. Juni 1855 in Kreckling in Westfalen geboren und promovierte 1879 in Tübingen. Er war

während eines Jahrzehnts zunächst Hauslehrer, Journalist, Schriftsteller, dann Archivbeamter, bis er sich 1887 als Privatdozent in Münster habilitierte. Im Jahre 1898 folgte er einem Rufe an die Universität Freiburg als ordentlicher Professor für mittelalterliche Geschichte. Heinrich Finkes erste größeren wissenschaftlichen Veröffentlichungen behandelten das Konzil von Konstanz. Ein weiteres großes Gebiet war die Regierungszeit des Papstes Bonifaz VIII. Außerhalb Deutschlands begründete Finke vor allem seinen Ruf durch die Heranziehung der spanischen Geschichtsquellen, die er im Kronarchiv zu Barcelona studierte. Durch diese Studien konnte er eine neue Beurteilung der spanischen Geschichte, zumal im ausgehenden Mittelalter, herbeiführen. Finkes Vorlesungen umfaßten zeitlich und räumlich den abendländischen Kulturzusammenhang und wandten sich mit besonderer Vorliebe der Geschichte der mittelalterlichen Weltanschauung, der Zeit der Vorreformation und der Renaissance zu. Sein Seminar hat neben den Seminaren Georg von Belows und Friedrich Meinedes den Ruhm der Freiburger historischen Schule begründet. Im Laufe seines Lebens wurde der Gelehrte Mitglied sämtlicher wissenschaftlichen Akademien Deutschlands und Österreichs und erhielt ehrenhalber die Doktorwürde der Theologie, der Rechtswissenschaft und der Philosophie verliehen. Er war auch Ehrendoktor der Universitäten Salamanca, Valladolid und Barcelona und gab unter anderem das „Archiv für Kulturgeschichte“, das „Historische Jahrbuch“ und die „Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ mit heraus. Im Jahre 1935 wurde ihm für seine Verdienste um die Geschichtsforschung vom Führer und Reichskanzler der Adlerschild des Deutschen Reiches mit einem persönlichen Glückwunschsreiben übersandt.

Hamburger Fremdenblatt, Hamburg, 4. 10. 1938

Geheimrat Finke gestorben

In Freiburg i. Br. ist im Alter von 83 Jahren Geheimrat Universitätsprofessor em. Dr. phil., Dr. theol. h. c., Dr. jur. h. c. Heinrich F i n k e gestorben, der als Professor der mittelalterlichen und neueren Geschichte zuerst an der Universität Münster und dann von 1899 bis 1929 an der Universität Freiburg gewirkt hat. Seine Bedeutung als Historiker ging weit über den Kreis der Freiburger Universität hinaus und hat eine gesamtdeutsche und internationale Geltung gewonnen. Er war lange Jahre Präsident der Görres-Gesellschaft. Als solcher verhalf er den deutschen Geisteswissenschaften in West- und Südeuropa zu erhöhter Bedeutung. Er war ferner Mitglied der verschiedenen Akademien der Wissenschaften des In- und Auslandes. Ihm ist eine enge Verbindung zu den Kreisen der spanischen Wissenschaft zu verdanken. Zu seinem 80. Geburtstag verlieh ihm der Führer den Adlerschild des Deutschen Reiches.

Nachruf im „Hochland“, Februar 1939

Heinrich Finkes (1855-1938)

Lebensgang wie Lebenswerk sind ein selten geschlossener Ausdruck einer naturhaften Begabung zu historischem Denken und eines ursprünglichen Dranges zu historischer Forschung. Für kaum einen Zweiten seiner Generation steht das Historiker-Sein derart im Zeichen, wenn nicht unter dem Zwang einer innersten Berufung. Über alle Hindernisse hinweg, allen vom Lebensschicksal erzwungenen

Umwegen zum Troß findet er den Weg zu Forschung und Lehramt in der Historie. Nach Bildungsgang ein „Unzünftiger“, ohne ein methodisches Studium hat Finke eben mit dem sichereren Instinkt und der Denkenergie des ursprünglichen Außen-seiters um so intensiver inneren Sinn und äußere Technik der historischen Methodik sich angeeignet. Und sein Leben lang haben darum seine besondere historische Perspektive und Arbeitsweise die Note des Eigenwüchsigen, Frischen und Individuellen behalten. Für den historischen Pädagogen Finke aber blieb die eigene Erfahrung, das Gefühl des Mangels einer schulmäßig-methodischen Durchbildung, das immer lebendige Motiv zur straffen „Schule“: seine eigenen Schüler sollten unter sicherer Führung eine systematische und planmäßige historisch-methodische Schulung erhalten. Dazu tritt ein mehr patriarchalischer Grundzug in Finkes Auffassung vom Lehramt, die letztlich in seiner sozialen Umwelt und seiner Ausgangsschicht wurzelt. Wissenschaft und vor allem wissenschaftliches Lehramt erschienen dem westfälischen Bauernsohn höchste ethische und zugleich soziale Werte. Und die ungebrochene Wertschätzung des Lehramts in Verbindung mit der unverbrauchten Energie frischen Bauernblutes sind nicht allein tragende Grundlage für Finkes unbeirrbar Weg zur Wissenschaft, sondern ebenso sehr bleiben sie dauernde Bestandteile der Individualität des Forschers wie des Lehrers, bestimmen sie seine Auffassung von der Würde, aber auch Verpflichtung des akademischen Lehrers.

So paradox es erscheinen mag bei einem historischen Lebenswerk, dessen Summe in erster Linie der Quellenerschließung und der nüchtern-kritischen Tatsachenforschung gilt: überall ist das Eigenwüchsig-Persönliche und letztlich Biographische durchzuspüren, in allem spricht sich eine kantige Persönlichkeit aus; bestimmte Episoden des Bildungsganges, bestimmte Stationen des Lebensweges prägen sich aus in der Eigenart der historischen Arbeitsweise. Schon in der Wahl der drei großen Stoffgebiete, um die Finkes historische Forschungsarbeit kreist, bestätigt sich dieser Grundzug. Finkes Bemühungen um die Romantik- und insonderheit die Friedrich-Schlegel-Forschung entspringen letzten Endes einem ästhetischen Bildungserlebnis seiner Jugendjahre: der äußersten Verästelung der romantischen Bewegung in der bildenden Kunst der Nazarener. Und stimmungsmäßig um Ausläufer der romantischen Bewegung, was ihren stofflichen Interessenskreis angeht, handelt es sich schließlich auch bei Finkes nachhaltigstem Interessengebiet, dem Spätmittelalter. Freilich ist für die Auswahl dieses Arbeitsgebietes sicher auch die besondere Lage der Forschung bzw. der deutschen Historiographie wichtig geworden. Durch Johannes Janssen trat der „Ausgang des Mittelalters“, in erster Linie in seiner vorreformatorischen Bedeutung, in den Vordergrund des Interesses, und Zustimmung wie schärfste Kritik für das deutsche Spätmittelalter-Bild Janssens dienten gleichermaßen als fördernde Antriebe für Vertiefung und Ausweitung der Erforschung dieses Zeitraums. Zum bedeutendsten Arbeitsgebiet Finkes aber, das in der europäischen Geltung seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit geradezu das repräsentative geworden ist, zu der spanischen Geschichte im Spätmittelalter, führte nur ein höchst persönliches Element, nämlich sein unbezähmbarer Drang, der Forschung neue Wege durch neue Quellen zu erschließen. Noch stärker zeigt die besondere historische Arbeitsweise Finkes eine individuelle Note und Einschläge aus seinem geistigen Entwicklungsgang. Der Journalisten- und vor allem Parlamentsjournalistentätigkeit des jungen Finke zu Anfang der achtziger Jahre entsprach

eine journalistische Ader, der sich eine ursprüngliche Neigung zu erzählend-darstellerischer Gestaltung verband. Beides schlägt beim Historiker Finke immer wieder durch, auch wenn er für große zusammenfassende und vor allem formende Darstellungen nie die Zeit gefunden hat. In der Auswahl der Quellen gilt seine Vorliebe denen, welche eine lebendige, wenn auch subjektive Persönlichkeits- wie Stimmungsschilderung geben. So reizt neben der trockenen Sachlichkeit der Konstanzer Konzilsprotokolle den Historiker Finke mindestens ebenso sehr die begleitende chronistische Darstellung mit ihren lebhaften Farben und sprühenden Lichtern — wie etwa die Chronik des Ulrich von Richental —, und in seiner großen Urkunden- und Altnauswahl zur aragonesischen Geschichte finden sich in reicher Vielfalt Dokumente von köstlicher Individualität, reich an treffsicheren Situations- und Menschencharakteristiken, oft, als ob sie nur dazu ausgewählt seien, einer erzählenden Darstellung als entsprechend eingefügte Illustration die Lichter und Pointen aufzusetzen. Wie stark Finke selbst die Fähigkeit des Erzählens eignete, zeigen seine „Selbstdarstellung“ und das letzte Werk seiner Feder, die seine Studie über „Hansjakob als Historiker“¹.

Dieselbe ausgeprägte Eigenwüchsigkeit des Autodidakten, die den Forscher Finke und sein Lebenswerk kennzeichnet, bestimmt auch seine Stellung wie Haltung innerhalb der deutschen Historiographie. In der Frage des für seine Generation gestaltgebenden Gegensatzes zwischen groß- und kleindeutscher Geschichtsauffassung ist seine Stellungnahme die des Sowohl — Als auch: Aufgeschlossenheit für eine großdeutsche Deutung der Geschichte des 19. Jahrhunderts bei voller Hingabe an die Bismarcksche Lösung der deutschen Frage als die selbstverständliche politische und geistige Daseinsgrundlage der Nation. Denn schon der junge Finke war rasch in ein Preußenbewußtsein, ja -selbstbewußtsein hineingewachsen, das während seiner Parlamentsjournalistentätigkeit sich noch versteifte. Dazu aber hat er allen Methoden- und „Schul“- bzw. Richtungsstreitigkeiten gegenüber den Vorrang der rastlos vorwärtstrebenden Forschung vertreten, die sich letztlich durch ihre Leistung und ihren Erfolg einfach durchsetzt und damit legitimiert. Das ist auch in der von Karl Lamprecht ausgelösten großen Diskussion um die historische Methode und den Begriff der Geschichtswissenschaft seine Haltung gewesen, wiewohl Lamprecht gegenüber seine polemische Ader am lebhaftesten reagierte, d. h. er vertrat auch hier im Grund nur das Vorrecht der exakten Einzelforschung. Im ganzen aber spiegeln Richtung und Eigenart des Finkeschen Lebenswerkes die innere Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit Beginn der achtziger Jahre: Gegenüber dem Darstellen in umfassender universalhistorischer Synthese oder wenigstens unter universalhistorischem Blickpunkt ein wachsendes Vordringen der monographischen Forschung, eine Aufgliederung der „Geschichte“ in Teildisziplinen und gleichzeitig eine wachsende Erweiterung des Quellenstoffes durch die systematische Öffnung und Durchforschung neuer Archive. Innerhalb dieser Strukturveränderung der Geschichtswissenschaft kann Finkes Drang nach neuen Quellen, nach exakter Fundamentierung sich voll verwirklichen. Aber dabei bleibt ihm immer die lebendige Anschauung des Zusammengehörigen und Unteilbaren; nie ist er Spezialist für Verfassungsgeschichte oder irgendeine Teildisziplin geworden; seine großen Quellenausgaben umfassen immer das, was im breitesten Sinne die Gesamtkultur

¹ „Heinrich Hansjakob und seine Anfänge als Historiker.“ Freiburg 1938. Verlag Herder.

bezeichnet, mit Einschluß der politischen Geschichte. Und es gehört mit zu dieser für Finke kennzeichnenden historischen Perspektivität, daß „Geistesgeschichte“ innerhalb seiner allgemeinen Geschichtsanschauung immer den Sinn des Individuellen, des persönlich und biographisch Faßbaren hatte, daß er in ihr nie eine dialektisch aufweisbare Bewegung von Ideen, losgelöst von ihren menschlichen Trägern bzw. Verkörperungen, zu sehen vermochte. Gleichmaßen ist das große Ziel seiner Forschung und der ausdrücklich gemeinte Gesamtrahmen seiner mittelalterlichen Vorlesungen eine „mittelalterliche Weltanschauung“, von ihm verstanden im Sinne eines Querschnitts, der Lebensgefühl und Lebensanschauung historisch-biographisch faßbarer Persönlichkeiten und ständischer Gruppen darstellend umfaßt.

Im Mittelpunkt der Finkeschen Erforschungsarbeit der „Vorreformation“ steht, in enger Zusammenarbeit mit seinen Schülern gewachsen, das imponierende Corpus der „Acta concilii Constantiensis“. Aber er hat den Blick von Anfang an auch auf das 14. Jahrhundert gerichtet, ja die Wurzeln der für die „Vorreformation“ wichtigen Elemente bis ins endende 13. Jahrhundert zurück verfolgt, und schon früh hat Finke die entscheidende Entwicklungsbedeutung des großen Schismas erkannt und die Aufmerksamkeit der Forschung auf diese Periode gelenkt. Wesentlich mit als Folge der Forschungsarbeit Finkes und seiner Schüler und der von ihnen ausgehenden Anregungen hat sich die Betrachtungsweise der „Vorreformation“ völlig gewandelt. Hatte man sie anfänglich völlig aus der Perspektive der Reformation gesehen, so betrachtete man sie jetzt mehr aus der Perspektive des Mittelalters, ja man begriff von da aus nun langsam auch die Reformation aus den Entwicklungstendenzen und Strömungen des „endenden Mittelalters“. Ist die „Vorreformation“ bei aller Ausweitung auf außerdeutsche Gebiete im ganzen doch ein wesentliches Stück deutscher Geschichte von europäischem Horizont und europäischer Geltung, so reicht Finkes Forschungsarbeit in der spanischen Geschichte völlig hinein in den Bereich internationaler Geschichtsschreibung. Es gehört zu den Ehrentiteln der deutschen Geschichtswissenschaft, mit der kräftigste Anreger und Erzieher für die wissenschaftliche Erforschung der italienischen Geschichte, besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, gewesen zu sein. Dabei wandte sich die deutsche Erforschung der italienischen Geschichte zunächst den Perioden besonderer europäischer und universalhistorischer Geltung zu. Mehr als zwei Generationen später wiederholt sich dieser „Erweckungsvorgang“ für die spanische Geschichte und bildet eine frühe Episode europäischer Geltung der spanischen Geschichte, und es ist das neue Licht, das spanische Quellen auf europäische wichtige Vorgänge und Persönlichkeiten werfen, was zum Anstoß dieser wissenschaftlichen Pionierarbeit wird. Und der sie leistet und damit die wissenschaftliche Geschichtsschreibung in Spanien mitbegründen hilft, ist Finke. Gerade die besondere Art seiner Arbeit, die Schaffung einer monumentalen Quellenedition, die gleich wichtig für die europäische Geschichte des späteren Mittelalters und die spanische Geschichte ist, die der „Acta Aragonensia“, wird die Unverlierbarkeit dieser Entdeckerleistung und Finkes Platz innerhalb der spanischen wie der internationalen Geschichtsschreibung garantieren über seine organisatorischen Leistungen und unablässigen persönlichen Anregungen für die Erforschung der spanischen Geschichte hinaus. Finkes Blickrichtung in der Friedrich-Schlegel-Forschung, die ihm die Veröffentlichung des wichtigen Briefwechsels zwischen Friedrich und Dorothea verdankt, ist im wesentlichen doch auf das Problem der „christlichen Kunst be-

schränkt, d. h. auf den Gegensatz zwischen klassizistischer und nazarenischer, d. h. spätromantischer Kunst. Und wie er dieses Problem nicht in seiner ganzen grundsätzlichen Bedeutung ergriff, sondern lediglich in seiner einmaligen historischen Verkörperung, so stand er der religiösen Spätentwicklung Schlegels mit ihrem „Mystizismus“ eigentlich fassungslos gegenüber. Auch darin ist er sein Leben lang völlig „Historiker“ geblieben: jedwede philosophisch-theologische Spekulation war ihm fremd.

Clemens Bauer.

Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen †

Am 23. November des letzten Jahres erlag Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, einem anscheinend leichten Grippenanfall in Altshausen, wo er auf der Heimreise von München im Schlosse seines Schwagers, des Herzogs von Württemberg, kurzen Aufenthalt zu nehmen gedacht hatte. Die Nachricht von diesem jähen Ende kam auch für die ihm Nächststehenden überraschend, wiewohl sie schon seit längerem mit Besorgnis wahrnehmen mußten, daß bei aller noch bewahrten straffen soldatischen Haltung die Lebenskraft durch vielerlei persönliche Schicksalsschläge aufs schwerste erschüttert war. Sein Heimgang bedeutet den Verlust eines der treuesten und in aktiver Mitarbeit eifrigsten Mitglieder der Görres-Gesellschaft, einer markanten und vorbildlichen Persönlichkeit im geistig-kulturellen Leben des deutschen Katholizismus.

Als zweiter Sohn des Prinzen, späteren Königs Georg am 10. Juli 1869 in Dresden geboren, erhielt er durch die Ob Sorge eines peinlich gewissenhaften Vaters und einer tieffrommen Mutter eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung. Für diesen Schatz aus dem Elternhaus, der seinen Lebensinhalt bestimmte, war er bis ins hohe Alter tief dankbar, in treuer Anhänglichkeit verbunden besonders mit seinem Erzieher, Major von Der, der später Benediktiner wurde, und mit seinem Religionslehrer Fritzen, dem späteren Bischof von Straßburg. Die Universitätsstudien, die er in Freiburg (1889/90) begann und in Leipzig fortsetzte, waren der Staats- und Rechtswissenschaft sowie der Geschichte und Kunstgeschichte gewidmet. In letztere führte ihn in Freiburg in privaten Vorlesungen Fr. K. Kraus, in Leipzig Springer und Schmarsow ein. Den nachhaltigsten Einfluß übte Kraus aus; er weckte in dem Prinzen das Interesse für zwei im sächsischen Königshaus traditionell gepflegte Kultur- und Wissensgebiete, für Kunst, vorab christliche, und für Dante.

Bevor aber diese Jugendanregungen weiter gepflegt werden konnten, rief die Anschauung der Zeit ihn auf ein anderes Gebiet. Als königlicher Prinz mußte er die militärische Laufbahn einschlagen. Er durchlief sie mit dem strengen Pflichtgefühl und Diensteifer, den er in allen Lebenslagen gezeigt, und wurde zuletzt General der Infanterie, zeitlebens mit allen Truppenteilen,

in denen er gedient, eng und herzlich verbunden, in bestem Andenken bei Offizieren wie beim einfachen Mann geblieben, wie man noch in den letzten Jahren bei so mancher ganz spontanen, herzlichen Begrüßung durch ehemalige Soldaten der vom Prinzen kommandierten Regimenter sehen konnte, manch einem auch später Helfer aus Verlegenheit oder Not. Im Weltkrieg war er Leiter des Roten Kreuzes in Sachsen, bis in die letzte Faser seines Herzens von dem gewaltigen Geschehen gepackt und vom Schicksal unseres Volkes und Vaterlandes tief ergriffen. Der schmachvolle Ausgang des Krieges erschütterte ihn aufs grausamste, nicht so sehr, weil die Hoheitsrechte auch seines Hauses nach 900jährigem ruhmreichen Bestand vom Strudel der Revolution weggefegt wurden, sondern weil die Zukunft des ganzen Volkes und der Fortbestand des Reiches aufs peinlichste bedroht schienen. Nur im unerschütterlichen Gottvertrauen fand er die innere Ruhe und feste Zuversicht. Als Flüchtling schrieb er mir am 23. Dezember 1918: „Auf die politische Lage will ich nicht noch einmal eingehen. Sie ist zu traurig. Aber immer habe ich noch nicht die Hoffnung aufgegeben, daß eine Gesundung von innen heraus kommen wird. Ich finde, jeder muß von seiner Stelle und mit seinen Kräften dafür arbeiten.“

Neben dem Militärdienst fielen ihm noch andere Aufgaben zu, die sich aus seiner Stellung als zweitgeborener Prinz ergaben. Während längerer Abwesenheit seines königlichen Bruders hatte er für ihn die Regierungsgeschäfte zu führen, an auswärtigen Höfen mehrfach ihn repräsentativ zu vertreten, so bei der Beisetzung der Königin Viktoria und König Eduards VII. und bei den Krönungsfeierlichkeiten König Georgs V. in London, bei ähnlichem Anlaß auch in Moskau. Regelmäßig und mit ersichtlichem Interesse wohnte er den Sitzungen der ersten Kammer der Ständeversammlung bei und arbeitete als Mitglied der Finanzkommission über zehn Jahre auch aktiv an einem wichtigen Teil der Landesverwaltung mit. In der Kunstkommission bestimmte er jahrelang entscheidend die Kunstankäufe des Staates wie des Kunstvereins, und seiner Initiative ist die Errichtung eines Lehrstuhles für sächsische Landesgeschichte in Leipzig zu verdanken.

War die Mitarbeit des Verstorbenen auf diesen verschiedenen Gebieten des öffentlichen Lebens auch weit mehr als eine nur repräsentative, in jedem Falle von stärkstem Pflichtgefühl getragen, seine Herzensneigung wie natürliche Veranlagung wiesen ihn nach anderer Richtung. Für eine erfolgreiche Tätigkeit in der Öffentlichkeit und vor der großen Welt fehlte es ihm an Geschmeidigkeit und leichter Anpassungsfähigkeit. Mehr auf geistige Interessen eingestellt, mit starken Hemmungen allen gegenüber, die er nicht als gleichgerichtet erkannte, suchte er, soweit es seine Dienstbeanspruchung zuließ, das Gebiet der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur auf, um sich ihm

nach Schluß des Weltkrieges und vor allem nach seiner Übersiedlung nach Freiburg (1919), hier bald im eigenen schönen Heim, ausschließlich zu widmen. Seine Lieblingsstudien, Geschichte und Kunstwissenschaft, führte er weiter, vertiefte sie aber noch durch solche allgemein-wissenschaftlichen Charakters. Seine Kenntnisse in der älteren und neueren und neuesten Fachliteratur war ungewöhnlich. Alle wichtigeren Veröffentlichungen geschichtlichen, kirchen-, kunst- und literaturgeschichtlichen Inhalts, auch des Auslandes, sammelte er in seiner einzigartigen Bibliothek, nicht als totes Inventar, sondern als Hilfsmittel, die er gründlich durcharbeitete. Prinz Johann Georg las viel, auch auf Reisen, für die er bei längerer Dauer umfangreiche Bücherkisten mitnahm, selbst im Zeltlager der Wüste, und er las mit Verstand und scharf kritischem Blick. Ein beneidenswertes Gedächtnis hielt den Ertrag seiner Studien bis in Einzelheiten exakt fest, und manchen Gelehrten von Ruf konnte er damit in Verlegenheit bringen. Aber auch im unmittelbaren Verkehr mit den Vertretern der verschiedenen Fachwissenschaften suchte er geistige Anregungen und wissenschaftliche Förderung. Bei wissenschaftlichen Veranstaltungen, auf Tagungen und Kongressen war er in den letzten Jahrzehnten regelmäßiger und eifriger Teilnehmer, mehrfach auch Redner. Nach dem politischen Zusammenbruch 1918 erblickte er in solcher Betätigung geradezu eine Standespflicht für seinesgleichen, an der Förderung des geistigen Lebens unseres Volkes aktiv mitzuarbeiten, und beklagte es mehr denn einmal, daß auch bei Verhandlungen, wie auf den Tagen für Denkmalpflege, bei denen eigenste Belange zur Diskussion standen, die Standesherrn ausblieben.

Der Verstorbene gehörte nicht zu jener Klasse von Vielwissern, die ihre Schätze eifersüchtig bei sich verwahren; er suchte davon unermüdlich in Veröffentlichungen mitzuteilen. Das Verzeichnis seiner Publikationen, die Erwin Hensler für die Zeit von 1909 bis 1929, nicht ganz vollständig, zusammengestellt und zum 60. Geburtstag dem Druck übergeben hat, umfaßt 120 Nummern, mit den später noch erschienenen, wird es nahe an 150 kommen. In der Mehrzahl sind es Beiträge zu Zeitschriften, von mehr oder weniger großem Umfang, namentlich zu der Allgemeinen Rundschau, der Benediktinischen Monatschrift, der Byzantinischen Zeitschrift, den Historisch-politischen Blättern, dem Hochland, den Monatsheften für Kunstwissenschaft, Oriens Christianus, der Römischen Quartalschrift, Wächter, der Zeitschrift für christliche Kunst und andere. Daneben stehen aber auch umfangreiche Bücher. Dem Verfasser kam es weniger auf eine sorgsam gepflegte literarische Form als auf eine einfache, schlichte Vorlage des Tatsachenmaterials, des selbst Geschauten oder aus den Quellen Geschöpften an. Eingehendere Analysen und weitere gedankliche Entwicklungen

von Problemen entzogen sich seinem allem Grübeln abholden Interessenbereich. Was er vorlegt, ist Tatbestand, kritisch geprüft und knapp und präzise, fast militärisch straff formuliert.

Seine Lieblingsinteressen lagen auf drei Gebieten, einmal auf dem der *Wettinschen Haus- und sächsischen Landesgeschichte*. Auch nach seiner Übersiedlung blieb er der alten Heimat treu und nahm an allen Geschehnissen des Landes wie der zahlreichen befreundeten Persönlichkeiten dort regsten Anteil. In seelischem Kontakt mit Sachsen hielten ihn die alljährlichen Aufenthalte, gewöhnlich von längerer Dauer, in Dresden und seine aktive Mitarbeit im Sächsischen Altertums- und Geschichtsverein. Namentlich in der Zeitschrift des letzteren sind zahlreiche Beiträge von ihm seit 1911 erschienen, biographische Würdigungen, Veröffentlichungen von Briefen und Archivalien, meist aus dem Hausarchiv, fast durchweg mit neuen, aufschlußreichen Ergebnissen. Ein umfangreicher Band brachte den „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. von Preußen“ (1911), ein weiterer den „Briefwechsel König Johanns von Sachsen und George Ticknor“ (1920), ein dritter die Biographie „König Alberts von Sachsen“ (1922). Druckfertig liegt in seinem Nachlaß der „Briefwechsel König Johanns von Sachsen mit seinem ältesten Sohn und Erben Albert“ vor. Stärkstes Interesse löste die als Vereinschrift der Görres-Gesellschaft (1920) erschienene Veröffentlichung über „den Übertritt der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen zum Protestantismus“ aus. Nicht wenige dieser archivalischen Beiträge bringen Richtigstellungen landläufiger Vorurteile und falscher Vorstellungen, so der über „König Johann und der Beginn des Kulturkampfes“ (näherhin die Stellung des Königs zum Jesuitengesetz in „Hist.-polit. Blätter“ 168 [1921], 321 ff.) oder der über „Prinz Georg von Sachsen und Jgn. von Döllinger“ (ebd. 166, 709 ff.). Über die Dantestudien seines Großvaters hat er in mehreren Abhandlungen wertvolles und aufklärendes Material vorgelegt (*Neues Archiv für Sächs. Gesch.* 43, 1922, 201—220. *Dante-Jahrb.* VI, 62—74 und XVI, 113—129); und aus dem in der Sekundogenitur verwahrten Nachlaß König Johanns einen bedeutsamen Beitrag zum Kapitel Dante in Deutschland durch Paul Schubring veröffentlichen lassen: „Dantes göttliche Komödie in Zeichnungen deutscher Romantiker“ (1921). Diese Traditionen brachten ihn auch in enge Beziehung zur Dante-Gesellschaft, deren Protektor er seit Jahren war.

Ein weiteres, allmählich ganz im Mittelpunkt seiner Interessen stehendes Arbeitsgebiet war die *christliche Altertumskunde und Kunstgeschichte des vorderen Orients*. Zum Teil schon vorbereitet durch sein Freiburger Studienjahr, weiter gefördert durch die theologischen Arbeiten seines Bruders Max über den christlichen Orient, wurden diese Stu-

dien erst grundgelegt und inhaltlich bereichert und gefördert durch mehrere zeitlich ausgedehnte Reisen nach dem nahen Osten. Seine erste (1905) führte ihn nach Konstantinopel und auf einem vom Sultan bereitgestellten Dampfer nach dem Athos und seinen Klöstern. 1910 wurden Ägypten (einschließlich einer Besteigung des Sinai), Palästina und Syrien besichtigt; 1912 dieses Programm noch ausgedehnt auf den nördlichen Teil von Nubien und auf Korfu. Nach dem Weltkrieg wurden diese Länder noch dreimal (1927, 1928, 1930) besucht und früher nicht erreichbare Orte (Antonius- und Pauluskloster in Ägypten) oder neu erschlossene Fundstätten einbezogen. Den slawischen Osten (Moskau, Kiew, Polen mit Wilna) hatte er teils schon früher, teils während des Krieges, auf Fahrten im Dienste des Roten Kreuzes, kennengelernt. Seine Stellung als abendländischer Prinz verschaffte ihm Zulassungsmöglichkeiten, die für andere überhaupt nicht in Betracht kamen. So erschloß ihm 1910 eine besondere Trade des Sultans die bis dahin nur ganz wenigen Christen zugängliche Abrahamsmoschee in Hebron; auch den allen Fremden gewöhnlich hermetisch verschlossenen Schatz und die Bibliothek des armenischen Patriarchates in Jerusalem konnte er besichtigen und Stücke daraus photographieren. Überall trat er mit den berufensten Kennern und Fachgelehrten in persönliche Beziehung, in Ägypten mit G. Maspero, Quibell, Firth, Lacau, Breasted, Breccia, Monneret de Villard, Graf, Borchardt, Junker, E. Schmidt, von Bissing u. a., in Jerusalem mit Pater Vincent und Lagrange und Pater Mader, er konnte so die neuesten Funde kennenlernen, wie z. B. 1912, wo er der Aufdeckung und Bergung der berühmten Mesretete-Büste in Tell Amarna beiwohnte, und vor allem mit dem neuesten Stand der ihm schon aus der Literatur bekannt gewordenen Forschung vertraut gemacht werden. Seine für einen Europäer ungewöhnliche Kenntnis des koptischen Kirchen- und Mönchtums verdankt er zu einem guten Teil dem Vizepäsidenten des koptischen gemischten Rates, Morkos Simaika Pasha in Kairo, der mit einer rührenden Fürsorglichkeit alle Wege ebnete, auch in die entlegensten und unzugänglichsten Wüstenklöster und -kirchen zugelassen zu werden, und der vor allem auch wertvollste Aufschlüsse über dem gewöhnlichen Reisenden unbekannt bleibende Einzelheiten des innerkirchlichen Lebens der koptischen Kirche vermittelte. So hat der Prinz auf seinen verschiedenen Reisen nicht nur die grandiose alte Denkmälerwelt des Nillandes, sondern sämtliche alte Klöster Ägyptens, auch die verfallenen und verödeten neben den wichtigeren modernen kennengelernt und tiefe Einblicke gewonnen in die eigenartige Formen- und Geisteswelt der koptischen Kunst. In der Atmosphäre einer großen und reichen Vergangenheit, die ihn aus der Geschichte und aus Denkmälerresten dieser Ostländer umging, lebte und jubelte er wie in einer andern Welt auf. Der wissenschaftliche Ertrag dieser Reisen liegt in zahlreichen Beiträgen von Fachorganen und in

einer Reihe von Sonderschriften vor, von denen ich nur die wichtigeren hier nennen kann: „Tagebuchblätter aus Nordsyrien“ (1912), „Streifzüge durch Kirchen und Klöster Ägyptens“ (1914), „Neue Streifzüge“ (1930), „Neueste Streifzüge“ (1931), „Monumentale Reste frühen Christentums in Syrien“ (1920), „Koptische Klöster der Gegenwart“ (1918), „Kunst und Kunstforschung im slawischen Osten“ (Vereinschrift der Görres-Gesellschaft 1919), „Das Katharinenkloster am Sinai“ (1912). Druckfertig hinterließ er eine größere Studie Beiträge zur Geschichte der Kunst des christlichen Orients; vorbereitet war eine andere über Kirchen und Klöster Palästinas und Syriens. Das Interesse des Verfassers galt vorwiegend dem geistesgeschichtlichen und ikonographischen Gehalt dieser künstlerischen Dokumente, von denen er zahlreiche in die Heimat mitbrachte.

Zur a b e n d l ä n d i s c h e n Kunst der Vergangenheit suchte er ebenfalls ein auf persönlicher Anschauung beruhendes näheres Verhältnis durch Reisen zu gewinnen und so das Buchwissen zu vertiefen und zu beleben. Im Laufe der Jahre hat er wohl alle wichtigeren Denkmäler von Deutschland, Österreich, Frankreich, der Schweiz und Italien gesehen; die von Belgien während des Weltkrieges, die von Spanien auf einer längeren Fahrt durch das Land (1929). Ikonographische Probleme, vor allem in der Barockkunst, fanden auch hier wieder Bevorzugung, und ihre stärkere Berücksichtigung empfahl er als Aufgabe der heutigen Kunstwissenschaft (Katholiken- und Kirchenzeitung, München, 1919, 81 ff. und 240 ff.). Mehrfach veröffentlichte er Beiträge zur Ikonographie des hl. Benedikt (Bened. Monatschr. II, 1920, 68 bis 73; III, 1921, 309—314; V, 1925, 128 ff.); einen über die des hl. Antonius von Padua (Spanische Forschungen I. 3, 458 ff.). Die ikonographischen Programme im Lebenswerk des Cosmas Damian Asam beleuchtete er in einem aufschlußreichen Überblick (Kunstwiss. Jahrb. I, 1928, 47—61). Zu einer ähnlichen Studie über seinen Liebling Fra Angelico sammelte er jahrelang Material. Wiederholt veröffentlichte er auch Einzelstücke älterer Kunst aus dem Familienbesitz des Hauses Wettin. Von neuerer Kunst hatten die Nazarener seine besondere Vorliebe gefunden. Gegen ihre geringschätzigige Bewertung in der modernen Literatur trat er, wo sich nur Gelegenheit bot, auch literarisch, mannhaft auf. Die Handzeichnungen der verschiedenen Meister dieser Gruppe sammelte er, wie auch ihren Briefwechsel, mit einer Nachhaltigkeit und einem Spürsinn, daß dieser Schatz an Reichhaltigkeit wohl nicht mehr übertroffen werden kann und für jeden Spezialforscher als wichtigstes künstlerisches Zeugnis in Betracht gezogen werden muß. Eine Reihe von Briefen des einen oder andern dieser Künstler hat der Verstorbene im Laufe der Jahre vor allem im „Wächter“ zugänglich gemacht und in einem größeren Werk die Kunst der Nazarener zu würdigen gesucht.

Ganz in den Traditionen seines Hauses hat sich der Verstorbene auch als **S a m m l e r** von Kunstwerken alter wie neuer Zeit betätigt, über dilettantische Liebhaberei hinaus als geschätzter und bewährter Kenner. Sein Haus in Freiburg war überfüllt bis in die letzten Winkel hinein mit Plastiken, Malereien und graphischen Blättern. Seine Sammlung von Ikonen und christlichen Denkmälern des vorderen christlichen Orients dürfte ihresgleichen auf deutschem Boden nicht mehr haben, und einzig in Deutschland steht auch seine riesenhafte Sammlung von Handzeichnungen da, sowohl was Reichhaltigkeit wie Vielseitigkeit betrifft.

Prinz Johann Georg hat neben allem noch so starken und ausgeprägten Interesse für die Kunst der Vergangenheit auch für die der Gegenwart ein offenes Auge und ein warmes Herz gehabt. Die zahlreichen Erwerbungen von neuzeitlicher Kunst in seinen Sammlungen legen beredtes Zeugnis dafür ab. Mit der Mehrzahl der namhaften deutschen Künstler stand er in persönlichem Verkehr, mit nicht wenigen in freundschaftlichen Beziehungen. Bei Atelierbesuchen wie in brieflichem Austausch konnte sein Blick sich schärfen, konnten seine Ansichten sich läutern und bereichern.

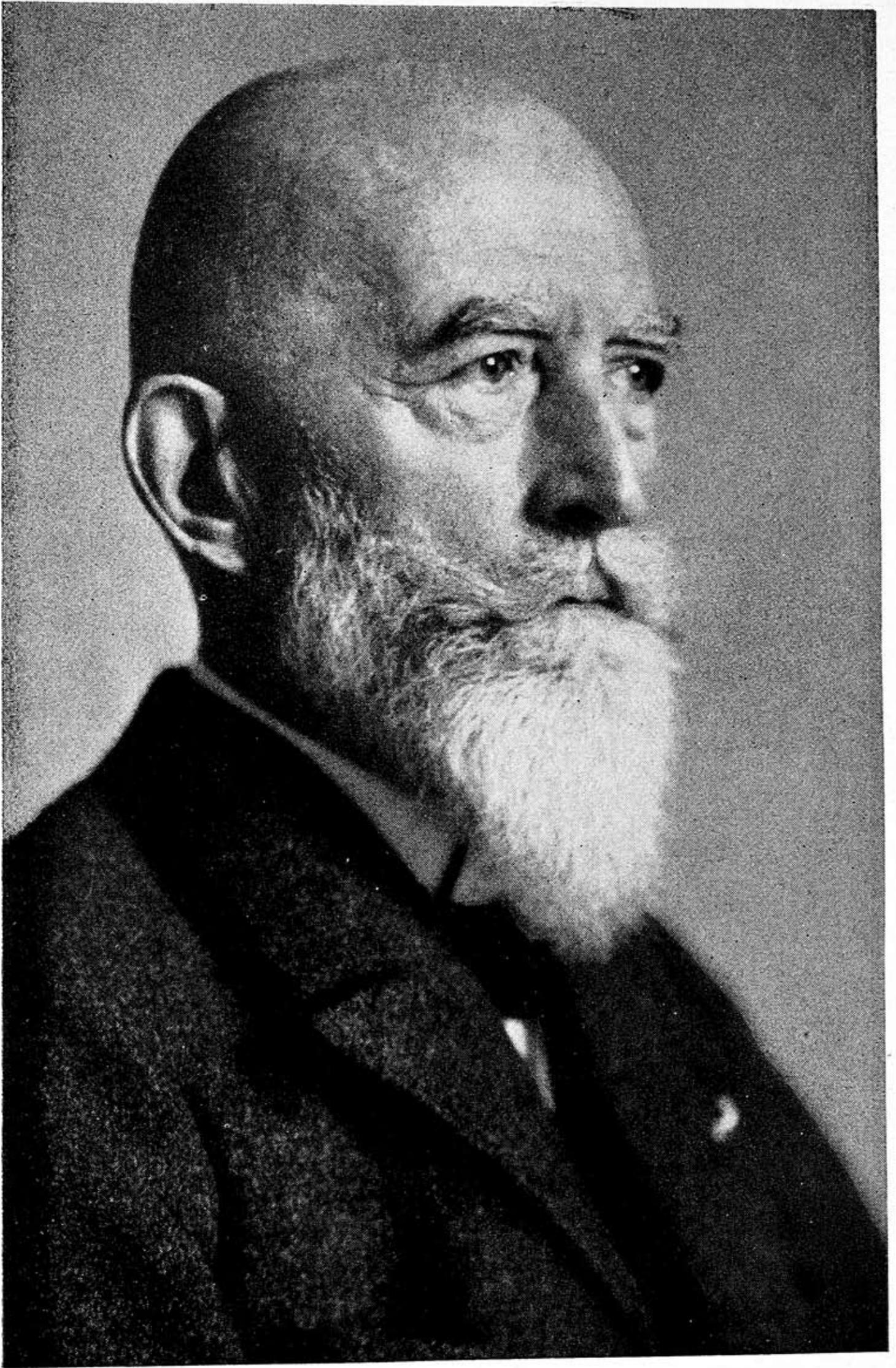
Die **G ö r r e s - G e s e l l s c h a f t** hat noch eine besondere Pflicht, sein Andenken in Ehren zu halten. Nicht daß er Jahrzehnte hindurch ihr treues Mitglied war, ihr lange Jahre als Beiratsmitglied noch näher angehörte, alljährlich an den Generalversammlungen teilnahm, nicht daß er noch aktiver in ihrem Verbande mitarbeitete durch Vorträge in der Sektion für Kunstwissenschaft oder durch Beiträge für die Vereinschriften, begründet sein besonderes und hervorragendes Verdienst. Wohl aber, daß er, in klarer Erkenntnis des zeitgemäßen Berufes der Gesellschaft, es immer wieder als Gewissenspflicht jedes Gebildeten hinstellte, ihr anzugehören, unermüdlich und nachdrücklich für sie warb, auch in Milieus, in die die gewöhnlichen Werbemittel nicht gelangen, daß er Kreise von Gebildeten, vorab Andersgläubigen, die den Namen Görres-Gesellschaft noch nie gehört, Wesen, Bedeutung und Wirksamkeit dieser Vereinigung im geistigen Leben unseres Volkes mit mannhafter Offenheit klarzumachen suchte. Und heute, da es gilt, ein Gedenkblatt diesem vorbildlichen Freunde zu widmen, darf doch wohl öffentlich daran erinnert werden, daß er in den zwanziger Jahren alljährlich mehrere tausend Mark, größtenteils aus eigener Kasse, das übrige von befreundeten Standesherrn zusammengebracht, zur Unterhaltung des Orientalischen Institutes in Jerusalem der Görres-Gesellschaft zur Verfügung stellte. Das Gedeihen dieses Institutes lag ihm ganz besonders am Herzen, wie er auch wiederholt, aus der Kenntnis der Ortsverhältnisse heraus, seinen Aufgabenbereich konkret zu bestimmen suchte.

An äußeren Ehrungen hat es dem Heimgegangenen nicht gefehlt. Zu seinem

50. Geburtstag wurde ihm ein umfangreicher Band von über 800 Seiten mit Beiträgen von 50 Gelehrten und Geistesmännern als „Ehrengabe deutscher Wissenschaft“ überreicht, und die deutsche Dante-Gesellschaft widmete ihm damals den I. Band ihrer neuen Folge. Zum 60. Geburtstag verlieh ihm die Universität Leipzig den philosophischen Ehrendoktor. Weitere Ehrungen waren zum 70. Geburtstag geplant, kurz vor dessen Termin die Vorsehung ihn aber heimholte.

Prinz Johann Georg war zweimal in überaus glücklicher Ehe verheiratet, zuerst mit Isabella, Herzogin von Württemberg († 1904), seit 1906 mit Maria Immaculata, Prinzessin von Bourbon-Sizilien. Kindersegen blieb ihm beidemal versagt; dafür wandte er die ganze Herzlichkeit seines Wesens den Familienangehörigen seiner Gattinnen, seine volle väterliche Güte und Besorgtheit seinen Neffen und Nichten und den Hausangestellten zu.

Klar und scharf umrissen steht sein Charakterbild vor den Augen eines jeden, der ihn näher kennenlernte, einfach und ehrlich, ohne problematische Unsicherheit, aber auch ohne die geringste Neigung zur Schaustellung, gekennzeichnet durch eine peinliche Reinheit der Denkweise und Lebenshaltung und ein eisernes Pflichtgefühl, das sich auf alle Verhältnisse in der Öffentlichkeit wie im privaten Leben erstreckte. Mit militärischer Diszipliniertheit und Regelmäßigkeit hatte er seine Tages- und Jahresaufgabe festgelegt, gewissenhaft, pünktlich, manchmal für Fernerstehende fast rücksichtslos in ihrer Durchführung. Den praktischen Verhältnissen des Lebens stand er mit vielfachen Hemmungen gegenüber, die er mit einer gelegentlich verkannten Straffheit zu überwinden suchte. Bei festem Bewußtsein seiner Stellung war ihm Ständedünkel völlig fremd. Seine rege, vielseitige Tätigkeit hat frühzeitig die gesellschaftlichen Schranken niedergelegt, die seine Herkunft und seine Stellung vor sich hätten sehen können. Im dauernden Verkehr mit Gelehrten und Künstlern wurde er warmfühlend, dankbar für jede Anregung, mit unerschütterlicher Treue allen seines Vertrauens Würdigen lohnend, grundgütigen Herzens bei allem stürmischen Wesen seines Temperamentes. Von leuchtender Vorbildlichkeit war seine religiöse Haltung, ausgezeichnet durch unnachgiebige Gewissenhaftigkeit und unerschütterliches Gottvertrauen, auch in schwersten Stunden des Lebens. Tief und überzeugt religiös im Glauben und in den Übungen seiner Kirche, die ihm tiefster und reicher Lebensinhalt waren, kannte er hierbei, auch Hohen und Höchstgestellten gegenüber, weder Menschenfurcht noch Menschenrücksicht. Im täglichen Besuch der hl. Messe mit Empfang der hl. Kommunion, von dem ihn kein Hindernis und kein Vorwand abhalten konnten, holte er sich die Spannkraft und das Gefühl der Gottgeborgenheit allem gegenüber, was der Tag bringen konnte. Gleich tief und selbstverständlich, gleich unerschütterlich durch alle politischen Wandlungen hindurch war



Franz Bachem

auch sein vaterländisches Empfinden, das er nie zur Schau trug, in entscheidenden Augenblicken aber, wie in den dunkeln Schicksalstagen nach dem Umsturz, vielfach in mannhafter Wahrung deutscher Ehre auch höchstgestellten Gegnern gegenüber zum Ausdruck brachte.

Das Gedenkwort, das die Görres-Gesellschaft dem Heimgegangenen widmen will, gilt einem Freunde und einflußreichen Förderer, von dem man nur Abschied nehmen kann mit dem Gelöbniß treuer, dankbarer Erinnerung.

J. Sauer

In memoriam F. X. Bachem

Der am 7. August 1936 im Johannessospital zu Bonn im Alter von 79 Jahren gestorbene Seniorchef des Verlags J. P. Bachem in Köln, Verleger Franz Xaver Bachem, war ein Jubilar der Görres-Gesellschaft. Bereits im Jahre 1876, als die Görres-Gesellschaft in Koblenz gegründet wurde, trat er mit seinem Vater Josef und mit dessen Vetter Julius Bachem bei und war bis zu seinem Tode eines ihrer eifrigsten Mitglieder. So oft seine Berufsgeschäfte es gestatteten, nahm er auch an den Tagungen der Gesellschaft teil, oder er ließ sich durch die Vertreter der Redaktion der RW, die Herren Cardauns, Julius Bachem und Hoerber, vertreten und sich durch sie über die Pläne und Unternehmungen des Vorstandes und Beirats der Görres-Gesellschaft auf dem laufenden halten. Nach dem Tode seines Vaters im August 1893 widmete er den wissenschaftlichen Vereinschriften und dem Jahrbuch der Görres-Gesellschaft sowie den Schriften ihrer Mitglieder, soweit sie im Verlag in Köln erschienen, ein starkes persönliches Interesse, das diesen Veröffentlichungen und namentlich der Görresfestschrift im Jahre 1926 sehr zustatten kam. Oft waren prominente Mitglieder des Vorstandes oder Mitglieder, die aus dem Auslande kamen und sich auf der Durchreise in Köln aufhielten, Gäste in seinem Heim und besprachen mit ihm wichtige neue Aufgaben der Gesellschaft. Diese besonderen Pflichten des Verlegers sind 1926, als F. X. Bachem in den Ruhestand trat, auf seinen Sohn Dr. Franz Carl Bachem übergegangen, der sie im Geiste seines Vaters getreulich erfüllt.

Dem Andenken an das verdiente Mitglied der Görres-Gesellschaft hat Dr. Karl Hoerber unter dem Titel „Franz Xaver Bachem. Ein deutsches Verlegerleben“, eine Biographie gewidmet, worin er auf Grund eines dreißigjährigen Zusammenarbeitens das vielseitige, fleißige Schaffen und kunstverständige Sammeln des trefflichen Mannes und seine Stellung im öffentlichen Leben seiner Zeit warmherzig schildert (Köln, Bachem. 104 S.).

An mehreren Stellen weist er auch auf die Beziehungen F. K. Bachems zur Görres-Gesellschaft hin und bemerkt hierbei: „Der Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft, die seit der Gründung bis auf den heutigen Tag ihre Heimstatt im Hause Bachem hat, gehörte manche Stunde und mancher Tag seines mit Arbeit bis zum Rande gefüllten Lebens.“ Die kleine Biographie wird für die Mitglieder der Görres-Gesellschaft eine sympathische Erinnerung an den Mann sein, der in seiner Eigenschaft als Buch- und Zeitungsverleger dem wissenschaftlichen Programm der Görres-Gesellschaft stets sein tätiges Interesse zuwandte.

J. W.

Dritter Teil

Wissenschaftliche Beiträge

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des Historischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Rom

Das Concilium Tridentinum

Von Sebastian Merkle

Fünf Jahre, nachdem Leo XIII. Großzügigkeit durch die berühmte Kundgebung vom 18. August 1883 das Vatikanische Geheimarchiv der Forschung geöffnet hatte, wurde auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Eichstätt am 25. September 1888 von dem Prälaten H ü l s k a m p und dem Privatdozenten F i n k e der Antrag gestellt und von letzterem begründet, ein historisches Institut „in Rom zur Ausbeutung der dortigen Archive“ zu errichten. Der Vorschlag fand den ungeteilten Beifall sowohl der historischen Sektion wie des Vorstandes, und „zur weiteren Förderung der Angelegenheit“ wurde eine Kommission eingesetzt, bestehend aus dem Präsidenten v. H e r t l i n g, Prälat Dr. H ü l s k a m p, Dr. Franz B i n d e r, den Professoren G r a u e r t und P a s t o r, Privatdoz. Dr. F i n k e und Archivat W i l l. Diese Kommission nahm sofort noch in Eichstätt ihre Beratungen auf, und es wurde „Herr Dr. K i r s c h, Priester der Diözese Luxemburg und bereits vorteilhaft bekannt durch mehrere Arbeiten aus dem Bereiche der christlichen Archäologie und der Geschichtswissenschaft“, als erster Stipendiat bestimmt, der „nach mehrwöchentlichem Aufenthalte in München“ sich nach Rom begeben sollte, wohin am Schlusse des Jahres der bayerische Archivpraktikant Dr. Glaschröder nachgesandt wurde. Wesentliche Förderung erfuhr das Unternehmen durch die „entgegenkommende Haltung des Rektors des

Deutschen Campo Santo, Msgr. de W a a l", der den Stipendiaten und der Bibliothek Unterkunft bot¹. Gegenstand der Arbeiten sollte das päpstliche Finanzwesen des 14. Jahrhunderts und die deutschen Nuntiaturberichte aus der Zeit Sixtus' V. sein. Die technische Leitung legte die Kommission in die Hände von Grauert und Pastor². Im Verlaufe erscheinen als Arbeiter am Institut ein Dr. Hagen, P. Amann und Kaplan Schlecht, der nachmalige bayerische Lyzealprofessor³, dann Dr. Alois Meister, später als Professor in Münster hochangesehen, der bekannte Dr. Sauerland, der viel verhieß und wenig leistete, und Dr. Kasimir Hahn, nachher Professor am bischöflichen Gymnasium zu Straßburg⁴. Im Jahresbericht für 1892 konnten bereits die ersten Bände der „Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte“ angekündigt werden: E h s e s' „Römische Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII.“ (Band II, erschienen 1893) und K i r s c h s „Die päpstlichen Kollektorien in Deutschland“ (Band III, 1894). E h s e s, M e i s t e r und L u d w i g S c h m i t z teilten sich in die Nuntiaturberichte unter Sixtus V. (Band IV u. VII), während J. S c h l e c h t seinen Erzbischof Jamometitsch entdeckte, der aber erst 1903 (Band VIII) herauskam. Mancher heutige Inhaber eines akademischen Lehrstuhls, mancher kirchliche oder weltliche Würdenträger ist im Lauf der Jahre Mitglied des römischen Instituts gewesen oder ihm irgendwie nahegestanden, z. B. der heutige Dompropst und Generalvikar Dr. M i l t e n b e r g e r in Würzburg, der Staats-Archivdirektor i. R. Dr. M. von D o m a r u s in Wiesbaden. Die „Quellen und Forschungen“ waren bereits im Jahre 1930 auf 23 Bände gediehen, alles streng wissenschaftliche, teilweise sehr umfangreiche Werke; auch Kardinal E h r l e ist dabei vertreten (Bd. XII). Dazu kamen später „Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung“, bis zum genannten Jahre⁵ zum Teil nahe an 1000 und über 1000 Seiten starke Bände. Ferner „Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums“, 16 Bände in je mehreren, bis zu fünf Hefen, dazu sieben Ergänzungsbände. Auch die „Veröffentlichungen der Sektion für Rechts- und Staatswissenschaft“, 56 Bände, gehören zum größten Teil dem Gebiet der Geschichte an. Endlich ist zu erwähnen das Historische Jahrbuch, heute 58 Bände, anerkanntermaßen eine der gediegensten historischen Zeitschriften.

Im Jahre 1894 aber wurde der Grund zu einem Unternehmen gelegt, das die Hauptkraft des römischen Instituts auf Jahrzehnte in Anspruch nehmen sollte, und das der Mann, welcher es eingeleitet, trotz seiner langen Lebens-

¹ Jahresbericht für 1888, S. 9, 11, 14.

² Jahresbericht für 1889, S. 6 f.

³ Jahresbericht für 1890, S. 10.

⁴ Jahresbericht für 1891, S. 26 f.

⁵ Jahresbericht für 1891, S. 54 ff.; 1892, 5 f.

dauer nicht vollendet schauen durfte: das Monumentalwerk des Concilium Tridentinum.

Im Frühling des genannten Jahres nämlich, sagt der Jahresbericht für 1894, „begab sich Herr Professor Dr. Finke (Münster) zu mehrwöchentlichem Aufenthalte nach Rom, teils um aus persönlicher Einsicht Kenntnis von den Arbeiten der Stipendiaten zu gewinnen, teils und vornehmlich, um für die von angesehener Seite in Anregung gebrachte Herausgabe von Akten des Tridentiner Konzils die ersten orientierenden Arbeiten vorzunehmen. Auf Grund des von Herrn Professor Finke erstatteten umfangreichen Berichts wurde die Inangriffnahme des neuen Unternehmens in der am 17. Mai abgehaltenen Vorstandssitzung beschlossen. Eine von dem Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses an Se. Eminenz den Herrn Kardinal Rampolla gerichtete motivierte Eingabe hatte den gewünschten Erfolg. Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. gab zu der geplanten Herausgabe der Acta Tridentina seine Einwilligung und ermächtigte die Görres-Gesellschaft ausdrücklich zu derselben“.

Um die weittragende Bedeutung dieses von keinem andern als dem berühmten H. Denifle — er war die „angesehene Seite“ — angeregten Beschlusses und das Entgegenkommen Leos XIII. zu würdigen, muß man die Ängstlichkeit kennen, mit welcher bald nach Schluß des Konzils dessen Akten geheimgehalten wurden. Seit Jahrhunderten, beginnend mit dem abtrünnigen Erzbischof von Spalato, Marcantonio de Dominis, dem ersten Herausgeber von P. Sarpis Konzilsgeschichte (London 1619), gingen die Klagen fort über deren Absperrung durch die römische Kurie. Denselben Sinn hatten die berühmten Worte L. Ranke's im 19. Jahrhundert (1834): eine quellenmäßige Geschichte dieses Konzils zu schreiben wäre „ein Unternehmen, zu dem es . . . nicht kommen werde, da diejenigen, die es allenfalls vollführen könnten, nicht wollen, und die, welche es wollen, es nicht vermögen“. Und doch war es ursprünglich, sogar schon zur Zeit der ersten Konzilsperiode, Absicht der Kurie gewesen, wie sich aus Äußerungen des Präsidenten Cervini und später des Druckers Paul Manutius ergibt, die ganzen Verhandlungen zu veröffentlichen, und im Vatikanischen Archiv stehen noch heute sieben Folioebände und ein Quartband mit der Bezeichnung Imprimenda, d. h. für den Druck bestimmt⁶. Allein mehrfache Angriffe, die gegen einzelne Beschlüsse des Konzils schon während dessen Dauer erfolgten, namentlich die berühmten Magdeburger Zenturien, die für alles Katholische nur Haß und Hohn hatten, sodann Martin Chemnik's Examen concilii Tridentini stimmten zur Vorsicht. Sollte man den Feinden neuen Stoff zur Verdrehung und Mißdeutung bieten? Vollends die gehässige Istoria des

⁶ Concilium Trident. ed Societas Goerresiana I (1901), p. XIV s.

Venetianischen Servitenmönchs benahm der Kurie alle Lust, die Konzilsprotokolle zu veröffentlichen. Nur der Jesuit Sforza Pallavicini, der von seinem Ordensgeneral „wie ein Condottiere“ beauftragt wurde, Garpi zu widerlegen, erhielt Zutritt zu den Konzilsakten, und auch er nur, wie seitens der Kurie im 19. Jahrhundert versichert wurde, unter der Bedingung, daß sein Werk der sorgfältigsten Zensur und Revision unterzogen werde. Mit Verweisung auf ihn, der die ganze Geschichte des Konzils bis ins einzelne dargelegt habe, wurden alle ferneren Versuche, an die Akten zu gelangen, einfach abgewiesen. Und ganz begreiflich. Alle weltlichen Regierungen hüteten ihre Archive streng, es fiel ihnen nicht ein, ihre geheimen Akten drucken zu lassen. Warum sollte die kirchliche Regierung ihre Archive öffnen, während es ihren Gegnern offensichtlich nicht um Erforschung der Wahrheit, sondern nur um Befriedigung ihrer Lästerversucht zu tun war?

Ubrigens besaß Rom fast nur die amtlichen Akten des Konzils. Es hatte nicht verhindern können, daß schon während desselben und vollends nach dessen Schluß von den aus Trient zurückkehrenden Prälaten, Theologen, weltlichen Gesandten und anderen Teilnehmern allerlei dasselbe betreffende Papiere, seien es Boten, Traktate, Abschriften von Vorlagen, Briefe, Tagebücher oder sonstige Aufzeichnungen, in ihre Heimat mitgenommen wurden. Es wird wenige größere Archive oder Bibliotheken in Italien geben (besonders hervorzuheben sind außer Rom: Neapel, Florenz, Mailand, Parma, Venedig, Trient, Bergamo), in denen nicht Originale oder Abschriften von Konzilspapieren aus dem Nachlaß von Konziliaren sich fänden. Auch Spanien (Toledo, Madrid, Granada, Simancas), Frankreich (Paris), Deutschland (besonders München, Berlin u. a.), Osterreich (Wien, Innsbruck) und Ungarn (Budapest) sind mehr oder weniger reich an solchen Schätzen. Aus diesen Fundstätten gingen im Laufe der Jahrhunderte bald größere, bald kleinere Publikationen hervor. Soweit ihre Herausgeber Nichtkatholiken waren, bevorzugten sie natürlich gerne das dem Papsttum Ungünstige. Insbesondere haben Altkatholiken seit dem Vatikanum sich nicht gerne ein pikantes Bonmot oder ein ärgerliches Vorkommnis auf dem Tridentinum entgehen lassen. Anekdoten wie jene maliziöse, die völlige Abhängigkeit der Konzilspräsidenten von den römischen Weisungen persiflierende Äußerung des wenig romfreundlichen französischen Botschafters: der Heilige Geist komme im Felleisen mit der Post, kehren in verschiedenen Publikationen wieder. Oder eine andere: Als nach dem scharfen Vorstoß eines Spaniers gegen kuriale Mißbräuche der Bischof von Metz in dieselbe Kerbe hieb, habe ein Italiener gewickelt: Nun sind wir aus der spanischen Kräze in die französische Krankheit gefallen. Als der Bischof von Verdun ebenfalls heftig gegen die Kurie loszog, meinte der Bischof von Orvieto: Quam multa

Gallus iste cantat! worauf der von Lavaur, der es hörte, schlagfertig versetzte: Utinam ad cantum huius galli Petrus resipisceret et fleret amare! Oder es wird von der Predigt eines Trienter Minoriten berichtet, der vor den Konzilsprälaten einen Brief von Gott Vater an das gläubige Volk vorlas, worin den Sünden der Prälaten die Schuld am göttlichen Zorn zugeschrieben wurde. Oder es wird mit Behagen erzählt, wie der Benediktinerbischof von La Cava mit seiner augustinischen Lehre durch die abfällige Kritik eines Graeculus so gereizt wurde, daß beide sich buchstäblich in die Haare gerieten⁷; oder wie der Mutwille des Kardinals Madruzzo am Fasching 1546 auf der in seinem Schloß gefeierten Hochzeit seiner Nichte verschiedene Bischöfe zu einem Tänzchen beredete, mit Beifügung der höchst charakteristischen Urteile der drei Konzilslegaten⁸. Mit dieser ergöcklichen Episode hat A. v. D r u f f e l seine Akademieabhandlung über den Grafen Rogarola gewürzt⁹. Durch das Herausheben solcher Anekdoten aus der langen Geschichte des Tridentinum entstand die Meinung, es sei auf dem Konzil überhaupt wenig ernst zugegangen und die ganzen Akten seien voll solcher amüsanten Stückchen. So verkündeten die Gegner der römischen Kurie höhnlisch, diese habe allen Grund, die Akten abzusperrn, weil durch deren Herausgabe ihre eigene Schande enthüllt und das Gewebe von List und Falschheit aufgedeckt würde, mit dem sie das Konzil und die auf ihm versammelten Väter umspinnen habe.

Solche Verdächtigungen hätten nach unserer heutigen Kenntnis der Konzilsakten nicht schlagender widerlegt, das Konzil und die Kurie nicht besser gerechtfertigt werden können, als durch rückhaltlose Veröffentlichung jener Akten. Daß dies nicht geschah, daß man diese nur noch ängstlicher hütete, ist nur daraus zu erklären, daß man sie auch auf katholischer Seite, auch in römischen kurialen Kreisen nicht kannte. So ließ man sich durch die Lästereien und den Spott der Gegner irreführen und einschüchtern und sah einzig in einer unbedingten Geheimhaltung das Heil. In den Augen von Freund und Feind glich das Konzil einer alten, verlassenen Burg, in der nach der Versicherung des Volkes böse Geister und Gespenster ihr Unwesen treiben, an dem der nächtliche Wanderer mit Schaudern vorüberweilt. Es mußten beherzte Männer kommen, die die Fenster und Läden öffneten, Licht und Luft hereinließen, durch helle Beleuchtung aller Räume und Winkel das Gerede von den dort hausenden finsternen Mächten als Märchen erwiesen¹⁰.

⁷ S. a. a. D. p. XV s.

⁸ Conc. Trid. I, 507, 34 ss. 508.

⁹ Sitzungsberichte der bay. Akad., phil.-philol. u. hist. Kl. II (1875), 426—456.

¹⁰ Vgl. Conc. Trid. a. a. D. p. XVIII.

Solch ein Mann war Mitte des vorigen Jahrhunderts Augustin Theiner, ein Schlesier, der nach einer etwas bewegten Jugend nach Rom kam, dort Priester wurde und in das Oratorium des heiligen Philipp Neri eintrat. Durch eine ganze Reihe von Schriften zur Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland und Rußland (seit 1840) sowie eine zweibändige Monographie über Papst Klemens XIV. (1853) gewann er den Ruf eines hervorragenden Gelehrten, so daß er von Pius IX. 1850 zum Unterbeamten, 1855 zum Präfekten des Vatikanischen Archivs ernannt wurde. Als solcher scheint er sich bald der Geschichte des Tridentinum zugewandt zu haben. Döllinger berichtet nämlich über eine im Jahre 1857 stattgehabte Unterredung zwischen Theiner und dem Dominikaner Gaude, der er anwohnte. Gegen die Meinung des ersteren, es wäre wohl an der Zeit, die Akten des bedeutendsten aller Konzilien endlich zu veröffentlichen, habe der Dominikaner geltend gemacht: in den Protokollen und Akten kämen sehr viele dogmatisch bedenkliche oder anstößige Dinge vor, die nicht ohne gleich unter den Text zu gebende Widerlegungen veröffentlicht werden dürften. Hingegen habe Theiner eingewandt, daß dadurch „die Arbeit des Herausgebers ungeheuer erschwert und der Umfang des Werkes ins Maßlose erweitert“ würde¹¹. (Noch einfacher und treffender wäre die Erinnerung gewesen, daß ja solche Äußerungen durch die Boten der andern Väter und durch die Entscheidung des Konzils erledigt wurden.) Pius IX., dem sein Archivar gewiß den unermesslichen Vorteil vor Augen führte, welchen die Herausgabe der Akten zur Ehrenrettung des Konzils und der Päpste bieten würde, scheint sich durch die Bedenken des Dominikaners nicht haben beirren zu lassen. Wenigstens wird von einer Seite, die es wissen konnte, behauptet, der Papst habe „seine Zustimmung zur Veröffentlichung gegeben“¹². Wann dies geschah, wird nicht gesagt. Doch gilt als sicher, daß Theiner „die eigentlichen Acta concilii von Anfang bis zum Ende und zweitens einen Codex epistolaris für die Jahre 1561—1563 zu edieren im Begriffe“ gewesen, und „daß der in Rom bereits begonnene Druck zu Beginn des Jahres 1870 eingestellt wurde“¹³. Damals, kurz nach Eröffnung des Vatikanischen Konzils, handelte es sich um dessen Geschäftsordnung, und es wurde von manchen Bischöfen nach jener des Tridentinum gefragt. Pius verbot seinem Archivar aufs strengste, „das bereits Gedruckte irgendeinem Bischof zu zeigen“.

¹¹ Ungedruckte Berichte u. Tagebücher zur Geschichte des Konzils v. Trient, hg. v. J. v. Döllinger, I, 1 (Nördlingen 1876), Einl. S. XIII.

¹² [J. Fr.] v. Schulte in der Allg. D. Biogr. 37 (1894), 676.

¹³ Th. v. Sichel in der Vorrede zu J. Gusta, Die röm. Kurie u. das Concil v. Trient unter Pius IV., Bd. I, S. IV. Er fügt bei: „Nachzuforschen, wie viele Bogen fertiggeworden und ob Exemplare noch vorhanden sind, fand ich nicht geraten noch der Mühe wert.“ Quirinus, Röm. Briefe (München 1870) S. 152 berichtet unter dem 4. II. 1870,

Theiner hatte aber bereits einige Exemplare der Trienter Geschäftsordnung¹⁴ weggegeben, und dies wurde ruchbar. Daraufhin „erging am 5. Juni 1870 der Befehl an ihn, die Schlüssel des Archivs sofort . . . abzugeben, die Tür zu seiner Wohnung wurde vermauert“¹⁵. Im Verlaufe „wurde er seiner Würden und Ämter entsetzt“¹⁶. Nun war der ehemals so rührige Gelehrte ein gebrochener Mann. Er starb am 8. August 1874 in Civitavecchia, seine Leiche konnte erst am 14. Oktober 1874 auf dem Deutschen Campo Santo bei St. Peter von dem jungen Rektor A. de Waal beigesetzt werden. Ein lebensgroßes Porträt-Relief an der Mauer bezeichnet die Ruhestätte¹⁷. Aber ein Manuskript der Protokolle hatte Th. zeitig in Sicherheit gebracht, und so erschienen mit Unterstützung von Bischof Stroßmayer von Diakovár und Kanonikus Vorsat noch in seinem Todesjahre in Ugram (Zagrabiae) zwei Bände gr. 4^o: Acta genuina s. oecum. concilii Tridentini . . . ab Angelo Massarello . . . conscripta nunc primum integra edita ab Augustino Theiner.

Infolge des durch das Vatikanum veranlaßten dringlichen Verlangens nach den Akten des Tridentinum, und noch mehr infolge des päpstlichen Verbotes ihrer Veröffentlichung, war das Interesse für dieselben lebhafter als je. Wenn gleichwohl die erste Freude bei Ankündigung des Druckes und die an denselben geknüpften Hoffnungen bald einer peinlichen Enttäuschung wichen, so hatte diese nicht nur bei Katholiken in dem Fehlen all der oben erwähnten pikanten Dinge, nicht nur bei den Kurialisten im Abscheu über die gegen päpstliches Verbot erfolgte Herausgabe, sondern auch bei ernstern Gelehrten hauptsächlich in den Fehlern ihren Grund, welche A. v. D r u f f e l dem Werke nachwies¹⁸. Hier waren die zahlreichen Ausstellungen des sonst allzu herben Kritikers berechtigt, wenn auch seine Verbesserungsvorschläge oftmals in die Irre gingen. Der Grundfehler der Edition besteht darin, daß sie nicht ist, was sie sich rühmt zu sein: integra. Vor allem hat der im Vatikanischen Archiv doch so lange heimische Herausgeber sich nicht bemüht, die Ur-

Theiner habe „ein Stück des ersten Bandes“ der Akten „gedruckt daliegen“. Ich möchte fast annehmen, Pius IX. habe in der ersten Empörung über die vermeintliche Übertretung seines Verbotes (s. nachher) das Ganze verbrennen lassen. Nur geringe Reste des Druckmanuskriptes der Briefsammlung haben sich in der Abteilung Concilio des Vat. Archivs erhalten.

¹⁴ Quirinus a. a. O. 508 redet nur von einem Artikel der Geschäftsordnung. Die ganze erschien 1871 in Wien anonym, hg. von dem Domherrn Einzel in Leitmeritz.

¹⁵ v. Schulte a. a. O. Quirinus, auf den er sich beruft, fügt bei: „obgleich er nominell in seiner Stellung bleibt“ (S. 508). Gemeint ist natürlich die Verbindungstüre zwischen seiner Wohnung und dem Archiv.

¹⁶ F. X. Seppelt im Lex. f. Theol. u. R. X (1938), 27.

¹⁷ Näheres bei v. Schulte a. a. O.

¹⁸ Bonner Theol. Litbl. 1875, Sp. 337—350.

schriften der Protokolle aufzufinden und zugrundezulegen; er nahm einfach eine klar und deutlich geschriebene Redaktion, die sein Kopist leicht lesen konnte. Eine Andeutung, daß es mehrere Redaktionen gibt, findet sich nirgends, ja man ist versucht anzunehmen, daß Theiner sich selbst keine Rechenschaft darüber gegeben hat, und so weiß Druffel keine Antwort auf die Frage, wie sich der Unterschied der von Rahwald mitgeteilten Stücke von dem Theinerschen Wortlaut erklärt. Aber auch die abgedruckte Redaktion wird nicht integra gegeben. In der Vorrede (S. XII) erklärt Theiner selbst, er habe Vota von Theologen und Vätern bisweilen zusammengezogen (contraximus, wohl = verkürzt, nicht wie Druffel übersetzt: „in eins zusammengezogen“, wofür ich kein Beispiel wüßte), bisweilen ganz ausgelassen, namentlich wenn sie nur wiederholten, was schon gesagt worden war; ebenso habe er die oftmaligen Mahnungen der Präsidenten zu Kürze und Gedrängtheit in den Meinungsäußerungen übergangen; wo sehr viele Väter einer Meinung waren, habe es ihm genügt, ihre Zahl anzugeben, ohne sie einzeln zu nennen; da endlich die Kongregationen der Theologen und Bischöfe über denselben Gegenstand in langen Reihen sich folgen und jede eine Inhaltsangabe nach Art einer Vorrede habe, hielt er es für geraten, diese ebenfalls wegzulassen und nur den Tag anzugeben, an dem sie stattfanden. Der Herausgeber hält es ferner nicht für notwendig, sich über die Verfasser von Quellschriften zu vergewissern, aus denen er auf den ersten Bogen Auszüge bringt. Da wird ein förmlicher Unfug getrieben mit einem „Privatdiarium“ Massarellis, das sich bei näherem Zusehen einmal als eine Redaktion der Akten zeigt, ein andermal gar als den Commentarius Sevarolis, obwohl dessen von Theiner benutzte Urschrift (heute Conc. 98, gedruckt Conc. Trid. I, 1—147) laut protestiert gegen die Autorschaft des Konzilssekretärs mit seiner zierlichen, dem Archivar doch in zahllosen Bänden vorliegenden Handschrift. Alles in allem: Theiner nahm es mit der Pflicht des Herausgebers allzu leicht. Wenn er eine editio integra verspricht, darf er nicht nach Willkür verkürzen oder auslassen (ohne es an Ort und Stelle anzudeuten!); es steht ihm nicht zu, über Wichtigkeit oder Entbehrlichkeit zu entscheiden, als ob es z. B. nicht darauf ankäme, wer alles für oder gegen eine Meinung war, als ob der Benutzer nicht auch die Begründung und die Persönlichkeit eines Redners kennen oder einen bestimmten Vater durch den Gang des Konzils verfolgen möchte. Daß endlich Bemerkungen des Herausgebers, seine Widerspruch oder Beifall enthaltenden Glossen mitten im Text ohne Differenzierung durch den Druck erscheinen, macht die überhaupt jeder Übersichtlichkeit bare Publikation geradezu unbehaglich. Es ist dieselbe Sorglosigkeit und Nachlässigkeit wie in all den vielen mächtigen, in der von Theiner 1859 eingerichteten Vatikanischen Druckerei hergestellten Folianten von Urfundenausgaben. Die Behauptung,

er habe bisweilen geradezu die Handschriften des Archivs dem Seher übergeben, ist gar nicht unglaublich. Jedenfalls hat er kaum je ein erklärendes Wort, geschweige einen fortlaufenden Kommentar beigegeben.

Übrigens hat kein Geringerer als J. v. Döllinger in seinen durch die königliche Munizipalbibliothek Maximilians II. von Bayern finanzierten „Beiträgen zur politischen, kirchlichen und Kulturgeschichte“ (I. II 1862/63) eine ähnliche Nachlässigkeit geduldet. Mit Ausnahme eines Stückes (in Band II), das Silbernagl mit reichhaltigem, überaus fleißigem Kommentar versah, entbehren alle übrigen Stücke mehr oder weniger eines solchen. Zumal der erste Band, eine mit dem Konzil von Trient sich eng berührende Brieffammlung, deren Druck „ein junger, hoffnungsvoller Gelehrter, Hr. Dr. Friedrich aus Bamberg“ überwacht hat, der zugleich „Summarien vor den einzelnen Dokumenten“ beigab, weist auf seinen 656 Seiten kaum einige sachliche Anmerkungen auf, ganz selten die Richtigstellung eines von Spaniern oder Italienern entstellten, besonders deutschen Namens, fast nie eine Notiz über (oftmals in falscher Form) erwähnte Persönlichkeiten u. dgl., so daß für die meisten Benutzer vieles nicht seinen vollen Wert hat. Nur die knabenhaften, unbeholfenen textkritischen Noten eines spanischen Kopisten, auch über die geläufigsten Abkürzungen und offenbare Schreibfehler, werden gewissenhaft in der Ursprache wiedergegeben. Oftmals unterbrechen zwei Zeilen aus lauter Gedankenstrichen den Text, ohne daß eine erklärende Note verriete, was sie zu bedeuten haben. Die Kopien der Briefe stammten aus dem Nachlaß des bekannten, durch seine spanischen Forschungen verdienten Dr. Heine, während Joh. Friedrich zum Editor ebensowenig geschult war, wie nachmals ein anderer vom Meister zu diesem Berufe bestellter Döllingerschüler. Jener hat je länger je mehr seinen allmählich in Spitzsinn ausartenden, verstiengenen Scharfsinn auf Kosten des nachvatikanischen Katholizismus betätigt.

Dieselben schweren Mängel weist eine andere unter dem Namen Döllingers erschienene, uns unmittelbar berührende Publikation auf: „Ungedruckte Berichte und Tagebücher zur Geschichte des Concils von Trient“, 2 Abteilungen (Mördlingen 1876), XXVIII, 326 u. 277 Seiten. „Die zugrunde gelegten Abschriften gehören zu einer sehr umfangreichen Sammlung, welche Lord Acton ... hat anfertigen lassen“ (Einl. S. XIX), „die Bearbeitung ... und den Druck hat Hr. Prof. Dr. Wöcker, jetzt [1876] in Bern, besorgt“ (S. XXVII). Döllinger selbst hat das Buch nur mit einer sehr wertvollen Einleitung bereichert, die zunächst eine Charakteristik von Carpi und Pallavicini, sodann eine Übersicht über die seitdem erschienenen Quellschriften zum Konzil, dann über die Herkunft der gebotenen Stücke und endlich eine Charakteristik der letzteren bietet. In den beiden letzten Teilen sind

ihm aber manche sehr wesentliche Irrtümer unterlaufen. So hat er zwar das Stück aus Severoli (S. 39—65) nicht mit der Trienter Handschrift dem Massarelli zuzuweisen gewagt, wenn auch nicht mit durchschlagenden Gründen (s. Histor. Jahrb. 1895, 749—776); aber seine Vermutung, „daß wir es mit einer Kompilation aus Massarellis Protokollen und einem anderen, unbekanntem Tagebuch zu tun haben“ (S. XXII), kehrt den wirklichen Tatbestand geradezu um. Severoli ist, wie heute feststeht, die Grundlage der Akten für die ersten Konzilsmonate, in denen noch nicht protokolliert wurde. — Ein noch bedenklicherer Irrtum des berühmten Kirchenhistorikers ist seine unbegreifliche, ganz allein dastehende Meinung, die von Theiner veröffentlichten Akten seien zwar „die Protokolle der Sitzungen, in denen eine Kongregation — aber eben nur die eine, welcher Massarelli beiwohnen konnte“¹⁹ — die in den öffentlichen Sitzungen zu verkündenden Dekrete beriet“ (S. XX). Demnach hätten wir nur über einen Teil der Kongregationsverhandlungen einen Bericht, über andere, neben jener hergehende wüßten wir gar nichts. Nun wurden allerdings während einiger Wochen der ersten Konzilstagung sog. Klassenberatungen abgehalten, indem je ein Drittel der Väter unter dem Vorsitz eines der drei Präsidenten die Gegenstände für die Generalkongregation vorbereiten sollte, und auf einer derselben, unter dem Vorsitz seines Patrons Cervini, führte Massarelli das Protokoll. Aber die Ergebnisse dieser Klassenberatungen kamen dann an die Generalkongregation, und so erhalten wir indirekt auch Kenntnis von den unter Monte und Pole tagenden „Klassen“. Die letzteren jedoch wurden überhaupt, weil sie statt zu einer Vereinfachung der Verhandlungen zu einer Erschwerung führten, in Bälde ganz fallengelassen. Auch über die mitunter abgehaltenen getrennten Beratungen praelatorum theologorum und praelatorum canonistarum wurde auf den Generalkongregationen berichtet, und die Akten der letzteren umfassen also das ganze Konzil. Sie wurden von Massarelli geschrieben und von Theiner (wenn auch in unbefriedigender Weise) gedruckt. — Endlich hält Döllinger die in dem Band abgedruckte Redaktion des Berichtes von Nicolas Pseume, Bischof von Verdun, für dessen „vollständiges Diarium“, von dem die früher bekannte Fassung nur ein Auszug sei. Tatsächlich könnte eher diese letztere als ursprüngliches Diarium bezeichnet werden; sie ist aber, wie sich bei Vergleichung der verschiedenen Handschriften und namentlich unter Heranziehung des Notizbuches von Pseume (alles in der Bibliothèque nationale von Paris) herausgestellt hat, selbst schon eine Bearbeitung des letzteren, und das Döllingersche Stück stellt eine von einem Späteren, wenn auch größtenteils mit Pseumeschem Material vorgenommene Erweiterung dar²⁰. Lord Acton hat eben jeweils die am deutlichsten

¹⁹ Von mir gesperrt.

²⁰ Das Nähere unten S. 67, 75, 85.

geschriebene Vorlage für seine Kopisten ausgewählt, das Verhältnis der einzelnen Handschriften zueinander konnte er nicht untersuchen.

Trotz all dieser nicht geringfügigen Versehen Döllingers gilt aber immer noch die Klage A. v. D r u f f e l s : „Wie sehr fällt der Text gegen die Einleitung ab!“ insbesondere von Massarellis *Diarium* I (S. 66—326). Über dieses sagt der Herausgeber (S. XXIII), manche Mitteilungen seien als zu unbedeutend gestrichen worden (worüber indes D r u f f e l anderer Ansicht ist), andere Auslassungen seien dadurch verursacht, daß „Massarellis Handschrift nicht leicht zu entziffern“ sei — was in dieser Allgemeinheit nicht richtig ist —, „da er vielfach Abkürzungen und bisweilen geradezu Siegel anwandte“; daß sodann die Trienter Handschrift 4237 „nachlässig angefertigt“ sei, „und die von ihr für Lord Acton gemachte Kopie noch ihre eigenen Fehler“ habe, „eine Kollation derselben mit der Vorlage aber nicht mehr gemacht werden konnte“. Die Auslassungen wären jedoch nicht der schlimmste Fehler; dieser liegt vielmehr an dem Bearbeiter W o f e r, der jeder Vorleser für eine Edition entbehrte und seinen Texten, namentlich italienischen, völlig hilflos gegenüberstand, da seine Sprach- und Sachkenntnis gleich mangelhaft war. So hält er bei der ganz geläufigen Wendung (S. 91), es seien lettere di 14 numero 2 gekommen, allerlei Einschüßel für nötig. Eine Konjektur darf man ihm nicht zumuten, mag sie sich auch aufdrängen. Wenn es sich (S. 239) um einen für das Konzil zu gewinnenden Arzt handelt, so gehörte wohl nicht viel Scharfsinn dazu, um hinter dem Frà Castoro des Kopisten den berühmten Konzilsarzt Fracastoro zu erkennen. Ein bißchen mehr Italienisch sodann, und das so celate (S. 93) wäre ihm nicht so rätselhaft erschienen, daß er zu der „Emendation“ societate griff (wie wäre auch aus diesem klaren Wort jene unsinnige Lesart geworden?), während das Ansuchen des Condottiere um passo per 50 celate (um Durchzug für 50 Bewaffnete) ohne weiteres klar ist. — Mit sachlichen Anmerkungen ist W o f e r bei diesem Stück wohl aus denselben Gründen außerordentlich sparsam; auch die nötigsten Angaben über Persönlichkeiten, die erwähnt werden, über Ereignisse, auf die angespielt wird, über abweichende Parallelberichte u. dgl. sucht man vergebens. D r u f f e l, der in der Schule des Göttinger G. Waiz in die strenge Methode eingeführt worden war, hat denn auch an der Wokerschen Bearbeitung kein gutes Haar gelassen. In drei langen Artikeln²¹ hält er ein furchtbares Gericht über dieselbe und bedauert, daß durch diese mangelhafte Zubereitung der Quellen „selbst die scharfsinnigen Ausführungen eines Mannes wie Döllinger vielfach irregeleitet werden mußten“. Aber kann man den Irregeführten so ganz von aller Schuld freisprechen, zumal er das Ungenügende des Textes erkannte und auch die ge-

²¹ Bonner Theol. Litbl. 1876, Sp. 390—405; 481—496; 505—515.

ringe Befähigung des für die Bearbeitung Ausgewählten — seines damaligen Sekretärs — hätte erkennen müssen? Mag dem sein, wie ihm wolle, von Druffels Biographen M. Loffen wissen wir, daß Woker „nur auf Döllingers Verlangen und von ihm zur Eile getrieben, publizierte“. Man sieht aber nicht ein, warum eine Fahrt von München nach dem doch nicht allzu entlegenen Trient behufs einer neuen Kollation der dortigen Handschrift unmöglich gewesen wäre. Die Kosten wären nicht sehr hoch und um so eher zu verschmerzen gewesen, nachdem die Texte keine solchen verursacht hatten. Und wie leicht hätte Döllingers Einfluß auf maßgebende Stellen die erforderlichen Mittel flüssig machen können! Das Buch wäre auch ein halbes Jahr später noch früh genug gekommen. Schließlich hätte der berühmte Mann auch die Tagelöhnerarbeit einer Textherstellung nicht unter seiner Würde halten dürfen, wenn er einmal seinen Namen über die Publikation setzen ließ. Wenn er diese Vorsichtsmaßregeln unterließ, so erklärt es sich nur daraus, daß er sich über die Notwendigkeit eines gesicherten Textes nicht klar war. Hier zeigte sich der Autodidakt, der auch keine Schule im eigentlichen Sinne des Wortes zog. Kümmerte er sich ja noch bei seinen Moralsstreitigkeiten (1889) nicht im geringsten um die erbärmlichen Texte, mit denen dann sein Mitarbeiter Neusch seine liebe Not hatte.

Vor der ärgsten Blöße, die Woker sich zu geben im Begriffe stand, wurde er und seine Ausgabe immerhin noch im letzten Augenblick von dem Meister bewahrt. Noch als Student, Anfang der achtziger Jahre, konnte ich aus der Makulatur eines Ellwanger Ladengeschäfts mir ein vollständiges Exemplar beider Abteilungen der Sammlung zusammensetzen, leider ohne die Einleitung Döllingers, dafür aber mit einem Schlusse, dessen die durch den Buchhandel bezogenen Exemplare ermangeln. Jenes schloß nämlich nicht wie letztere mit S. 277; der Bogen 18 bestand nicht nur aus drei Blättern, vielmehr begann Seite 278 ein neues Stück: „Diario del concilio di Trento (incipit: Giulio II attese etc.)“. Dieses findet sich in den verschiedensten Bibliotheken und Archiven vieler Länder²². Auch das Kloster S. Salvatore in Bologna scheint es besessen zu haben. Der Kanonikus Morandi²³ beschreibt einen seit der Aufhebung des Klosters verschollenen Kodex, der als Quelle Sarpis galt, und gibt, um die Bosheit des impotenten Konzilslästerers so recht zu brandmarken, einige Beispiele, wie Sarpi sklavisch abgeschrieben, nur noch sein Gift dazugebend, wie er sogar die ganze Einteilung seiner Konzilsgeschichte von dort übernommen habe. Aber man braucht nur ein paar Proben in dem angeblichen Diario zu lesen, um sofort zu erkennen,

²² Vgl. 3. B. Conc. Trid. I, p. XXIV, 11 ss.; XXV, 41 s.; XXXI, 44 ss.

²³ Monumenti di varia letteratura tratti dai manoscritti di Mons. Lodovico Beccadelli II (Bologna 1804), p. VII ss.

nicht Sarpi hat aus diesem geschöpft, sondern es ist ein Auszug aus Sarpi. Diese Erkenntnis spricht schon eine Bemerkung in einem Kodex in Parma aus, im 19. Jahrhundert hat sie der Dratorianer G. Calenzio²⁴ wiederholt. Damit scheidet die Schrift aus den Quellschriften für das Tridentinum aus, und es zeugt von einer nicht gewöhnlichen Kritiklosigkeit, wenn W o l f e r trotz den überraschenden Anklängen an Sarpi, die er selbst in den sehr gelehrten Noten seines Abdruckes verzeichnet, das siebte Buch (und wohl auch das achte) als Schluß seiner Sammlung veröffentlichen wollte. Das hat der Meister glücklich verhindert.

Eine Ironie des Schicksals möchte man es nennen, daß D r u f f e l — „nicht ausschließlich aus sachlichen Motiven“ wie der erwähnte Biograph verrät, sondern auch aus einer gewissen Eifersucht auf W o l f e r — die Wokerschen Texte unbarmherzig an den Pranger stellt, dabei aber selbst nicht mit weniger schlechten operiert, ja jene noch verschlechtert. So hat er gleich den allerersten Satz der Sammlung, den Eingang des Seripandoschen Stückes, mit der Prätension, die handschriftliche Lesart wiederherzustellen, entgegen der Handschrift so verderbt, daß der Satz gar kein Subjekt mehr hat. Von den folgenden „Verbesserungen“, die er diktiert, ist die Hälfte wiederum falsch. Wenn so schon die Textkritik, auf die er sich besonders viel zugute tut, entschieden unglücklich ist, so versagt er fast noch mehr in der höheren Kritik, durch die er den von Woker „irregeleiteten“ D ö l l i n g e r auf den rechten Weg bringen will, der sich aber erst recht als Irrweg erweist. Der Münchener Altmeister hatte das Stück von Severoli, das seine Sammlung enthielt (es war nur ein Achtel des Ganzen), trotz der Trienter Handschrift nicht gewagt, dem Massarelli zuzuschreiben, weil dieser sonst eines bedenklichen Widerspruchs schuldig befunden würde. Für Druffel aber ist es gerade eine Genugtuung, damit einen schlagenden Beweis für die Lügenhaftigkeit und die kleinliche Eitelkeit des ihm gründlich verhaßten Konzilssekretärs zu erhalten. Wie die Magdeburger Zenturiatoren die Fabel von der Päpstin Johanna für glaubhaft erklärten, weil man durch sie einen Einblick in die verrotteten Zustände in Rom bekomme, so verteidigt ihr Nachfolger in Gesinnung und Methode darum die Verfasserschaft Massarellis an beiden Diarien, weil dadurch seine üblen Eigenschaften aufgedeckt werden. Stolz wirft er Abschriften von nur ihm bekannten Kodizes auf den Tisch und baut kühne Hypothesen auf herausgerissene Sätze; mit glänzendem Scharfsinn „beweist“ er, daß das von D ö l l i n g e r dem Sekretär nicht zugetraute Diarium das von diesem laut eigenem Zeugnis für den Kardinal de Monte verfaßte ist. Es beirrt ihn nicht, daß dieser nur e i n e K o p i e des von seinem Sekretär

²⁴ Documenti inediti e nuovi lavori letterarii sul concilio di Trento (Roma 1879), p. 346.

geführten verlangte, und daß überhaupt seine ganze Argumentation auf unsicheren Abschriften beruhe. Die Auffindung von Severolis Autographen hat dessen Autorschaft an dem von Druffel gewaltsam dem Massarelli zugeschriebenen Diarium über allen Zweifel erhoben und alle Konstruktionen des überlegenen Kritikers über den Haufen geworfen. Dafür leistet dieser in der Frage des Pseumeschen Diariums, in welcher Döllinger die ganz unmögliche Priorität der Actonschen Redaktion vertritt, jenem unbedingte Heeresfolge. Es stellt seiner kritischen Befähigung kein glänzendes Zeugnis aus, daß er sich durch reichlich acht Spalten hindurch der Sisyphusarbeit unterzieht, durch dieses Chaos einen Weg zu bahnen. Das ist schon darum unmöglich, weil z. B. die Namen der Bischöfe erst von dem späteren Bearbeiter unter Heranziehung mangelhafter Hilfsmittel eingesetzt wurden, während im älteren Text nur die Bischofsitze genannt waren. Dabei konnte es ohne manche Irrtümer des Redaktors nicht abgehen. Druffels ganze Gelehrsamkeit ist an ein untaugliches Objekt verschwendet (s. unten). — —

Daß Döllinger die mit so schweren Mängeln behaftete Arbeit Wokers hinausgehen ließ, versteht man um so weniger, da er die vier Jahre vorher erschienene Sammlung von Aktenstücken „Zur Geschichte des Konzils von Trient“, herausgegeben von dem schon damals berühmten Th. Sichel (Wien 1872) als „musterhaft in der Ausstattung“ gerühmt hatte. Warum hat er sie nicht seinem Schüler zur Nachahmung vorgestellt? Der gefeierte Gründer der Wiener Schule für Diplomatie hat freilich damals alle Arbeit selbst getan, und auch als er zwanzig Jahre später als Direktor des Osterreichischen Histor. Instituts in Rom auf das Tridentinum zurückkam, konnte er die jungen Stipendiaten deswegen so erfolgreich in die Forschung einführen, weil er selbst ihnen in dieser vorangegangen war und die äußerst komplizierte Überlieferungsgeschichte der amtlichen konziliaren Korrespondenz auf Grund des handschriftlichen Materials dargelegt hatte. Auch wußte er den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen. So konnte Josef Susta (eine Zeitlang tschechischer Kultusminister, heute wieder Professor an der Prager Universität) in seinen vier Bänden der Korrespondenz zwischen Rom und den Konzilslegaten unter Pius IV. (Wien 1904—1914) eine Musterarbeit liefern.

Doch damit sind wir der Entwicklung zwei, drei Jahrzehnte vorausgeeilt. Es wären vorher noch zu erwähnen gewesen die zwei von H. Grisar S. J. herausgegebenen Bände Jacobi Lainez Disputationes Tridentinae (Innsbruck 1886), die langen Vorträge dieses Jesuitengenerals auf dem Konzil enthaltend, mit einem Anhang von ausgewählter konziliarer Korrespondenz. Während die theologischen Texte eine gute handschriftliche Unterlage verraten, erklärt sich der üble Zustand der mitgeteilten Briefe aus den schlechten Trienter

Kopien. — Zum Abschluß unserer Periode aber begann eine sehr wichtige und in der Hauptsache auch sehr tüchtige Publikation zu erscheinen, die Monumenta Tridentina A. v. D r u f f e l s. Mit der Geschichte der Konzilszeit und den für sie ergiebigsten Archiven und Bibliotheken dank jahrzehntelanger Arbeit an seinen auch manches konziliare Material enthaltenden „Beiträgen zur Reichsgeschichte“ (3 Bände, 1873—1880) wohl vertraut, war der Herausgeber wie kaum ein zweiter berufen, die berühmten Carte Cerviniane des Florentiner Staatsarchivs, die von dem Kardinal Marcello Cervini, dem zweiten Legaten der ersten Trienter Tagung (nachmaligem Papste Marcellus II.), aus- und bei ihm eingegangene Korrespondenz, für eine den heutigen Anforderungen entsprechende Ausgabe zu bearbeiten. In drei Hefen von zusammen 400 Seiten 4^o hat er die Briefe von Januar 1545 bis Ende Februar 1546 mustergültig herausgegeben (1884—87. Ein 3. und 4. Heft, die Monate März bis Juni umfassend, hat 1897 bzw. 1899 R. B r a n d i nachgeliefert). Jedem Heft geht eine ausführliche, sachkundige Einleitung voran. Unter dem Texte finden sich textkritische und sachliche Anmerkungen, erstere für die nach dem Konzept wiedergegebenen Stücke dadurch besonders wertvoll, daß sie immer die Korrekturen, Abstriche oder Beifügungen verzeichnen. Nur ein für die Dauer unerträglicher Fehler haftet der sonst so verdienstvollen Arbeit an. Bitterster Haß und tiefstes Mißtrauen gegen die nachvatikanische römische Kirche lassen den geradezu fanatischen „Altkatholiken“ überall Täuschung und Fälschung wittern. Er vergißt, daß er es in der Woker-Döllingerschen Ausgabe wie in seinen eigenen Sammlungen mit unzuverlässigen, teilweise unvollständigen Kopien zu tun hat; er vergißt die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, daß manche der von ihm entdeckten Irrtümer und Widersprüche nur diesen oder seinen eigenen Irrtümern²⁵ ihr Dasein verdanken. Freilich erklärt sich die Erbitterung der Döllingerschule nur zu gut aus den Verdächtigungen, welche gegen ihren um die katholische Wissenschaft Deutschlands hochverdienten Meister schon lange vor den religiös-kirchlich ebenso gutgemeinten wie politisch unklugen Odeonsvorträgen und der Münchener Gelehrtenversammlung von einer dortigen Clique ausgestreut wurden. Vollends seit diesen Vorkommnissen galt er als vogelfrei in einer sich als besonders katholisch aufspielenden Presse. Daß sodann der als erster katholischer Theologe Deutschlands geltende Gelehrte auf Betreiben seines alten Hassers Kardinal Reisch nicht als Konsultor zum Vatikanischen Konzil eingeladen wurde, betrachteten seine Anhänger als eine schwere, von gehässigem Parteigeist diktierte Kränkung und als Zeichen, daß die Männer der

²⁵ So löst sich der vermeintliche Widerspruch zwischen Nr. 383 u. 398, wenn man *l a s s a r e m o* accusare, nicht fälschlich = *faremo* a. nimmt, sondern im Sinne von geschehen lassen, s. Röm. Quartalschr. XII (1898), 236.

herrschenden Richtung ungestört ihre Zwecke verfolgen wollten. Aber daß Druffel dieser Stimmung einen so geradezu beherrschenden Einfluß auf seine wissenschaftliche Tätigkeit gestattete, hat dieser und seinem Ansehen nicht zum Vorteile gereicht; unbefangene und objektive Forschung ist das gewiß nicht.

Das war der Stand der Wissenschaft vom Tridentinum im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Die Protokolle, die wichtigste Quelle, waren gedruckt, aber so, daß sie mehr Fragen stellten als beantworteten. Noch mehr galt dies von den Tagebüchern, die innerhalb derselben Schule zu so heftigen Meinungsverschiedenheiten führten, Gegensätze, die sich auch in der Deutung der sonst mustergültig bearbeiteten Briefe aufs unerquicklichste geltend machten. Sowohl über die Form wie über den Inhalt der Texte herrschte ein wüstes Tohuwabohu. Man konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß man sich, wie G. Pfeilschifter es ausdrückte, auf einem toten Punkt befinde. Klarer als je erkannte man jetzt die Wahrheit von Ranks vor zwei Menschenaltern gesprochenem Worte, daß wer eine Geschichte des Trienter Konzils schreiben wolle, von vorne anfangen müsse; seine Meinung aber, daß „diese Sachen ihr Interesse sehr verloren haben“, fing bald nachher infolge des wiedererwachten kirchlich-religiösen Lebens an, ihre Geltung zu verlieren. Bereits zehn Jahre später erschien die „Beurteilung der Kontroversen Sarpis und Pallovincinis“ von J. N. Brischar, veranlaßt durch eine Preisaufgabe der Tübinger kath.-theol. Fakultät (speziell Hefeles, des nachmaligen Geschichtsschreibers der Konzilien) von 1841. Durch die Erscheinungen der letzten 22 Jahre vor 1894 war Ranks Meinung gründlich widerlegt. Nunmehr, nachdem das Vatikanische Geheimarchiv seine Pforten der Forschung geöffnet hatte, war wie nie die Möglichkeit geboten, die große Aufgabe mit Erfolg in Angriff zu nehmen. Aber Denifles Weitblick erkannte auch sofort, daß dazu die Kräfte eines einzelnen nicht ausreichen, daß vielmehr eine Akademie oder ein ähnlicher wissenschaftlicher Verband eintreten müsse, der über die nötigen wissenschaftlichen Kräfte wie finanziellen Mittel verfüge. So empfahl er es der Görres-Gesellschaft als eine ebenso ehrenvolle wie lohnende Aufgabe für ihr historisches Institut, die lange verschlossenen Schätze zu heben und die Quellen zur Geschichte des großen Konzils zu veröffentlichen. Sein Wort zündete bei dem jungen Münsterer Professor, und es war eine Tat, die unserem Präsidenten Heinrich Finke immer zum Ruhme gereichen wird, daß er — Hülskamp als Vorsitzender der histor. Aktion tat eben nur mit — den Antrag stellte, die Bearbeitung jener Geschichtsquellen in Angriff zu nehmen. Nun waren zwar durch Leo XIII. Großtat die Bestände des Geheimarchivs im großen und ganzen freigegeben, aber damit nicht ohne weiteres auch die Akten des Tridentinum, die von jeher besonders

geheimgehalten worden waren. Allein der gelehrte Unterarchivar wußte, daß es nur einer Bitte an den großzügigen Papst bedürfe, um auch hier die Siegel zu lösen, und in der Tat brach Leo XIII. auf das Gesuch des Barons v. Hertling hin entschlossen mit der dreihundertjährigen Überlieferung. Die Arbeit konnte beginnen.

Gegen Ende der Osterferien 1894 hatte F i n k e mit einer eingehenden Übersicht über die in der Abteilung Concilio des Archivs, die er sich in den Wochen vorher erarbeitet hatte, Rom verlassen. Am 17. Mai fand die Vorstandssitzung statt, welche die Inangriffnahme der Arbeit beschloß, am selben Tage kam ich — natürlich ohne Ahnung jenes Beschlusses — als „abgebauter“ Tübinger Repetent auf einer Reise, welche Studien zur Geschichte der Renaissance im Anschluß an meine philosophische Doktordissertation zum Zwecke hatte, in die Ewige Stadt, und im Herbst desselben Jahres wurde ich Mitglied des historischen Instituts. Mit Msgr. Dr. R i r s c h, der schon Herbst 1888 in dieses eingetreten und in Archiv wie Bibliothek des Vatikans „pratico“ war, hatte ich auf Grund der Finkeschen Übersicht einen Arbeitsplan zu entwerfen. Damals schien es sich auch nach Finkes Ansicht nur um Ergänzungen zu den Theinerschen Acta zu handeln, wobei zunächst die dort ganz fehlenden Protokolle der Bologneser Zeit nachzuholen waren. Diese letztere Aufgabe übernahm ich, und außerdem die andere, an die ich durch den frühzeitigen, unbeabsichtigten Erwerb des Buches wie durch einen providentiellen Wink gewiesen schien: die Wokerschen Diarien zu ergänzen und zu verbessern.

Während meine Hauptarbeit zunächst diesen galt, folgte ich einem verfehlten Räte, indem ich einem mir aufgedrängten Kopisten die B o l o g n e s e r A k t e n in der mir empfohlenen, klar geschriebenen Redaktion übergab. Ich beging damit denselben Fehler, den ich nachmals als den schlimmsten Theiners erkannte. Viele Hunderte von Lire (man bekam in jenen Jahren 130 bis 140 für 100 Mark) mußte ich von meinem Stipendium als Lehrgeld bezahlen, da ich nun für Korrekturen und Änderungen ebensoviel Zeit und Arbeit aufwenden mußte, wie ich nachher für Abschrift der eigentlichen Protokolle brauchte, nachdem ich einen besseren Überblick über die Bestände gewonnen hatte. Außer diesen Protokollen fand sich eine Menge von Entwürfen für Vorlagen, von Originalvoten einzelner Väter und Theologen, die ich selbst abschreiben mußte, weil man sie keinem Kopisten überlassen konnte. Doch trat das Bononiense bald in den Hintergrund. Bei meinem Weggange von Rom im Herbst 1898 nahm ich das Material für einen riesigen Band: Protokolle, Originalvota und andere Aktenstücke, mit, aber der Druck verzögerte sich immer wieder und wurde erst vorigen Herbst von meinem Schüler Dr. Th. F r e u d e n b e r g e r begonnen, der inzwischen noch vieles da und dort Gefundenes gesammelt hat. Heute, Ende März, sind 17 doppelte Quart-

bogen (272 Seiten) gedruckt, der Abschluß ist in etwa anderthalb Jahren zu erwarten.

Bei den *Diarien* — und analoge Beobachtungen machte man nachher mit Theiners *Acta* — zeigte sich bald, daß mit „Ergänzungen und Verbesserungen“, für die man anfänglich einen mäßigen Oktavband in Aussicht genommen hatte, die Sache nicht abzumachen sei. Auf mancher Seite hätte man fast zu jeder Zeile etwas beizufügen oder zu korrigieren gehabt. Noch schwerer wog ein anderes. Gleich das zweite Stück bei Woker, jenes in seiner Autorschaft umstrittene *Diarium*, erwies sich als Fragment. Im Vat. Archiv fand sich das vollständige Werk, den in der für das Achtel von Döllinger mit Recht beanstandeten, Überschrift angegebenen Zeitraum (1545 bis 1548) ausfüllend, und zwar offenbar autographes Konzept. Als Verfasser wurde *Ercole Severoli*, der Promotor des Konzils, durch Schriftvergleichung über allen Zweifel erhoben. Damit war *Massarelli* vom Verdacht der Zweizüngigkeit befreit. Den Text des Stückes bei Woker erkannte man jetzt als so verderbt, daß ein Neudruck unerläßlich war.

Schwierig gestaltet sich die Sache bezüglich *Massarellis* *Diarien*. Zwar das zweite bis siebte liegen, die meisten vollständig, das fünfte wenigstens zum Teil, von seiner eigenen Hand geschrieben, vor in der Serie *Concilio* 91. 142. 143. Das erste dagegen fand sich weder in dieser noch in einer anderen Abteilung des Vat. Archivs noch in der Bibliothek, weder im Original noch in Kopie. Auch *Pallavicini* kennt es nicht; *Theiner* führt nur die *Trienter* Abschrift (*Cod. Mazzolen. 4237*) an²⁶. Dennoch hat der Vatikan zweifellos noch im 16. Jahrhundert eine Kopie erhalten, um sie freilich bereits unter *Urban VIII.* wieder zu verlieren. Von den beiden *Barberini*-Handschriften gehört nämlich die beste (*XVI, 28*) eng zusammen mit einer Reihe von *Kodizes* des Archivs, welche Abschriften von derselben Hand, u. a. aus *Massarellis* Originalen enthalten²⁷. Sie wurde offenbar auf Grund der von *Urban VIII.* seinem *Kardinalnepoten* erteilten allgemeinen Vollmacht

²⁶ *Acta genuina I*, Vorrede p. XIII¹. Er führt die *Codd. Mazzol. 4236* (enthält *Vat. 91* = *Mass. II—V*), *4237* (*Massarellis Diarium I*) u. *4239* (*Severoli*) an u. vermutet, der gelehrte *Benediktiner* habe von *Benedikt XIV.*, *doctissimo et sapientissimo pontifice, munificentissimo item litterarum ecclesiasticarum promotore et Maecenate, aditum ad sanctiora Vaticana tabularia obtinuisse* (als Gegensatz zu *Pius IX.*). Denn nirgends, weder in *Florenz* noch in *Neapel* habe er (*Theiner*) diese Schriften gefunden. Dabei ist ihm entgangen, daß auch der Vatikan das erste *Diarium* nicht besaß (während in der Bibliothek Abschriften von *Diarium II—V* mehrfach sich finden). Nur die *Barberinische* Bibliothek hat zwei Kopien von *Diar. I*, aber nur *Ragnald* hat (1545, n. 32) den geringeren *Barberina-Codex* und auch er nur dieses eine Mal zitiert.

²⁷ Es sind die Bände *Concil. 56* (*Briefe Viscontis an Borromeo*); *74, f. 279—283* (*Brr. von Borromeo an Morone*); *Varia Polit. 103 u. 106* (*Schriften von Massarelli*), *f. Conc. Trid. I, p. LXXXIV.*

mit anderen Handschriften aus Bibliothek und Archiv an letzteren ausgeliehen und von ihm „durch Leihen erworben“, indem er sie auch nach genommener Abschrift samt dieser zurückbehielt. So erklärt es sich, daß Pallavicini die Handschrift nicht im Vatikan fand. Daß er sie auch in der Barberinischen Bibliothek nicht zu sehen bekam und auch die Kopie nicht, dafür sorgte wohl die Vorsicht des dortigen Bibliothekars: dem mit den Vatikanischen Beständen wohlvertrauten Geschichtsschreiber des Konzils wäre die Herkunft beider Stücke kaum entgangen, und er hätte die Rückgabe des vatikanischen betrieben. Den bescheidenen Söhnen Philipp Neris konnte man ohne Gefahr wenigstens die Abschrift zeigen. Diese allein wurde zunächst in den Katalog eingetragen, die entliehene Vorlage erst viel später²⁸, als keine Gefahr der Entdeckung mehr war.

Da nun die ursprünglich vatikanische, dann per nefas barberinische Handschrift (B) sich als recht gut, wenn auch nicht frei von den gewöhnlichen Fehlern einer Kopie und die Trienter (T) sich als von ihr unabhängige, freilich viel weniger gute Textzeugin erwies, durch die gelegentliche Lücken von B ausgefüllt werden konnten, so ließ sich allenfalls aus beiden ein erträglicher Text herstellen. Allein gleichwohl blieben manche Stellen zweifelhaft und ließen den Wunsch nach dem Autographen nicht verstummen. Nun bringt *Camillo Lili* in seiner *Historia di Camerino* (Macerata 1652) ein längeres Zitat aus unserem Diarium, und die von ihm angegebene Seitenzahl in Vergleich mit anderen Autographen *Massarellis* machte es wahrscheinlich, daß es dem Original entnommen war. Aber die daraufhin angestellte Suche in mehreren Städten der Marken: *Sanseverino* (Waterstadt *Massarellis*), *Macerata* und *Camerino* ergab zwar einiges zum Konzil Gehöriges, die erstgenannte Stadt außerdem zwei eigenhändig geschriebene historische Werke des Sekretärs²⁹, verlief aber für die Hauptfrage ergebnislos. Neue Hoffnung erweckte die Angabe des allerdings von seinen Landsleuten als sehr phantasievoll und unzuverlässig geschilderten *Carlo Gentili* in seiner *Ecclesia Septempedana* (Macerata 1836—38, 3 Bändchen), der Kardinal *Zelada* († 1801) habe u. a. das Tagebuch des *Astolfo Servanzio*, eines Familiaren *Massarellis*, und die *Acta diurna* des Konzils, von letzterem verfaßt, besessen; ein von *Gentili* mitgeteilter Brief sodann besagt, die Bibliothek *Zeladas* sei auf den Kardinal *Lorenzana* übergegangen, was *P. Franz Ehrle*, damals (1896) Präsekt der Vatikana, auf die Handschriften beschränkte, die gedruckten Bücher seien an den Vatikan gekommen. *Lorenzanas* Bibliothek, wußte *P. Ehrle* weiter, sei durch Testament dem Dom-

²⁸ Die Kopie trägt die Nr. 1108 (später XVI, 27), ihre Vorlage 3151 (dann XVI, 28). Heute sind beide Hss. mit der ganzen Bibliothek wieder im Vatikan unter neuen Nummern.

²⁹ Vgl. *Conc. Trid.* I, p. XXIII, 17 ss.

kapitel von Toledo vermacht worden. Jene Acta diurna Gentilis konnten nun sehr wohl das gesuchte Diarium, sie konnten aber auch der in Rom fehlende II. Band der Urprotokolle der ersten Konzilsperiode sein. In jedem Falle handelte es sich um Sachen von höchstem Werte. Nun wurde der Katalog des alten Haenel (im Migneschen Abdruck) und das Buch des nachmals so unglücklich geendeten Isidoro Carini nachgeschlagen. Der letztere sprach ganz allgemein von einer serie di scrittura sul concilio di Trento, der erstere bot einzelne Titel, aber so kurz und ohne jede nähere Angabe, auch nicht, ob Original oder Kopie, so daß eine persönliche Einsichtnahme unumgänglich war. In der Nationalbibliothek von Madrid sollte Don Pedro Gonzalez de Mendoza, Bischofs von Salamanca, eigenhändiger Bericht über die dritte Konzilstagung liegen. Überhaupt war diese Bibliothek, war namentlich die des Escorial, war die berühmte Colombina von Sevilla nach Tridentina zu befragen. Namentlich aber versprach, da bekanntermaßen Spanien gelehrte Prälaten und Theologen in großer Zahl nach Trient gesandt hatte, ein Besuch wenigstens jener Bischofsstühle, deren Inhaber dort besonders hervorgetreten waren, aus deren Nachlaß Berichte über ihre konziliare Tätigkeit, Entwürfe von Boten usw. zutage zu fördern. Und von Spanien aus konnte vielleicht noch ein Abstecher nach Paris gemacht werden, wo das Wirrsal der Ueberlieferung von Pseaumes Diarium geklärt werden mußte. So beantragte ich beim Vorstand der Görres-Gesellschaft die Gewährung der Mittel für eine

Spanisch-französische Reise,

die ich im Sommer 1896 während der römischen Archiv- und Bibliothekferien unternehmen wollte. Der Antrag wurde sofort angenommen, und im Juni konnte ich (über Genua und Marseille) die Fahrt antreten. Das Archiv von Barcelona, wo der spätere Präsident der Gesellschaft so überreiche Ernte hielt, bot für unsere Zwecke gar nichts, weshalb ich mich landeintrwärts wandte und nach kurzer Umschau in Madrid gleich nach Toledo eilte. Empfehlungsschreiben von Kardinal Rampolla an die spanischen Bischöfe, von Monsgr. de Montel an den Nuntius Cretoni in Madrid, ein allgemeines vom spanischen Botschafter in Rom, Merry del Val (dem Vater des späteren Kardinals), den ich am Schluß der Reise in San Sebastian noch persönlich traf, dann von der bayerischen Prinzessin Maria de la Paz an hohe adelige Häuser (ich gab sie gar nicht ab) und an den Augustiner Juan Lascañez im Escorial, endlich von Baron von Hertling an den Legationsrat Grafen Emmerich von Arco-Valley, der mich mit entzückender Liebenswürdigkeit aufnahm und betreute, sollten mir die Türen öffnen. Aber gleich in Toledo überzeugte ich mich, wie wenig die kirchlichen Institute sich von solchen Empfehlungen imponieren ließen, während die staatlichen auch ohne sie zu-

gänglich waren. Gleich die Kapitelsbibliothek in Toledo mußte ich zwei Tage und zwei Nächte gleichsam belagern und wurde unter allerlei Vorwänden hingehalten, bis ich am dritten Tage, da mein Spanisch noch infantil war, dem Sekretär des Kardinals auf lateinisch mit erhobener Stimme den *mirabilis modus tractandi sacerdotem commendatum a secretario status pontificio, ab oratore Hispano apud sanctam sedem, a nuntio apostolico Matritensi . . .* zum Bewußtsein brachte, worauf ich ein Prophetenzitat zu hören glaubte: *A — a — a — pe — perientur tibi omnia.* Und so wurde ich in die Sakristei bestellt, wo die Domherren zu den kleinen Horen versammelt waren. Deren Gros zog in den Chor, drei Domherren und einige *dii minorum gentium*, alle in feierlicher Chorkleidung, geleiteten mich in die Bibliothek, deren länglicher Tisch mit grünem Teppich und über ihm mit bedecktem Staube bedeckt war. *Et nunc, domine, quos codices desideras?* fragte der Canonigo archivero, worauf ich ein Zettelchen mit den Signaturen aus der Tasche nahm. Aber das war nicht so einfach, jetzt die Handschriften zu finden. Da indes die Gestelle mit Buchstaben, die Handschriften mit Zahlen bezeichnet waren, ging ich selbst an die Gestelle und nahm die gewünschten Nummern heraus, was die Herren so in Erstaunen setzte, daß sie sich anstießen und mich im Verdacht zu haben schienen, mit finsternen Mächten im Bunde zu stehen. Glücklicherweise — muß ich sagen — waren es lauter Kopien; die von Servanzi stimmte Seite für Seite und wohl auch Zeile für Zeile mit der vatikanischen überein, von Massarelli fand sich überhaupt nichts, dafür gleich zwei Kopien des unvermeidlichen „Giulio II attese“ und andere Sachen von wenig oder gar keinem Wert³⁰. Als nach etwa 25 Minuten die letzten Töne der Non im Chore verklungen waren, war auch meine Zeit vorbei, wie der archivero mir erklärte. Aber ich war auch fertig mit meiner Arbeit, ich hatte genug gesehen. Die Enttäuschung war vollständig. Ich kehrte zunächst nach Madrid zurück und verbesserte den Wokerschen Text nach dem dortigen Manuskript des Konzilsberichtes von Pedro Gonzalez de Mendoza, das zwar nicht Autograph, aber immerhin frei von ernsteren Fehlern ist. Auch sonst fand sich einiges, worauf mich der freundliche Direktor Ricardo de Hinojosa (m. W. Bruder des der Görres-Gesellschaft befreundeten Eduardo d. H.) aufmerksam machte. Andere Bibliotheken von Madrid waren nicht ergiebig. Nunmehr richtete ich meine Blicke südwärts zu dem Antipoden des kirialistisch eingestellten, hochadeligen Mendoza, Pedro Guerrero, Erzbischof von Granada, war Führer der spanischen Opposition auf der dritten Trienter Tagung. Wenn aus seinem Nachlaß etwas erreichbar war, bedeutete es einen entschiedenen Gewinn. Und siehe da, die dortige Universitätsbibliothek bewahrt aus dem ehemaligen Jesuitenkolleg

³⁰ Näheres a. a. O. p. XXV, 34 ss.

zwei Bände, teils vom Erzbischof selbst, teils seinem Theologen Juan Fonseca geschrieben, mit allerlei Voten und Entwürfen, die mit zahlreichen Änderungen und Korrekturen einen höchst erwünschten Einblick in die Arbeiten beider Männer gewähren. Auf den *Sacro Monte de Granada*, ein Kloster mit Erziehungsanstalt, wies man mich, weil dort eine ansehnliche Bibliothek sei. Aber für das Tridentinum bot sie nichts Neues, ebensowenig die Seminarbibliothek in der Stadt selbst. Unterwegs nach Granada besuchte ich das Kapitelsarchiv von *Cordova*, wo man mir zwar ganze Kisten voller alter Urkunden (die wohl Mehr inzwischen gehoben haben wird), aber nichts für meine Zwecke zeigte. Die mir warm empfohlene Colombina in *Sevilla* bereitete mir wiederum eine völlige Enttäuschung, während das dortige Kapitelsarchiv eine Anzahl Briefe bewahrt. Von Granada machte ich eine unvergeßliche Fahrt nach *Jaen*, dessen Bischof Pedro Pacheco 1546 zu Trient eine ähnliche Rolle gespielt hatte wie Guerrero in den sechziger Jahren. Mit zwölf Mulos bespannt, brachte uns die um 6 Uhr abgehende *Diligencia* über teilweise sehr holperige, mit zentimeterhohem Staub bedeckte Straßen nach finsterner, sternenloser Nacht morgens zwischen 4 und 5 Uhr an den Bestimmungsort. Bei offenem Fenster erstickte man während der Fahrt im Staub, bei geschlossenem vor Hitze und deren Begleiterscheinung. Wäre nicht ein seit 25 Jahren in *Linares* ansässiger deutscher Ingenieur (aus Aachen) mitgefahren, der mit seinem Galgenhumor sich und mich die Lage vergessen ließ, ich glaube, ich wäre in dem bald überfüllten Wagen verschmachtet. Und doch war alles umsonst. Die Domherren in Jaen versicherten hoch und teuer, es sei gar nichts mehr von Pacheco vorhanden. Diese Fehlanzeige ist die Regel in solchen Instituten schon darum, weil die Herren sich um ihre Bestände gar nicht kümmern und sie darum auch nicht kennen. Das einfachste ist dann, sie geben einem eine andere Adresse, und so wurde ich an einen Kaufmann gewiesen, der alte Schriften und alte Münzen habe. Er hatte auch, während seine „Schriften“ meist viel jüngeren Datums waren, eine sehr stattliche Sammlung von Gold- und anderen Münzen, wie er sagte, schon aus phönizischer, dann namentlich aus maurischer Zeit, und zeigte als neueste seiner Schriften eine Rechnung von einer deutschen Firma, deren Text er nicht verstand, aber die Zahlen könne er lesen und wisse, daß er soviel Mark nicht zu bekommen, sondern zu zahlen habe.

Nach Madrid zurückgekehrt, setzte ich meinen Weg fort nach dem *Escorial*, unter frohen Hoffnungen, aber schlimmen Vorzeichen. Statt um nachmittags 6 Uhr kam ich dort um Mitternacht an, weil ein Maschinendefekt eine Reparatur auf freiem Felde nötig machte, und da mein jüdisches Reisehandbuch (einen Baedeker für Spanien gab es noch nicht!) das anspruchsvolle und teure Hotel *Miranda* nicht zu empfehlen schien, zog ich die „einfache,

aber gute" Rosa vor, wo aber erst nach langem Rufen und Klopfen des Kutschers: un huespede, un presbitero Aleman! ein verschlafener weiblicher Kopf am Fenster und schließlich an der Türe erschien. Das üble Omen wurde nur zu sehr gerechtfertigt. Im „Speisesaal“ (comedor) mußte erst ein halb-wüchsiges Ding geweckt und ausquartiert, die in der Nachtruhe im selben Gemach gestörten Hühner beschwichtigt werden. Schlimmer war, daß auch die berühmte Bibliothek des Escorial nur wenig und nicht sehr wichtiges bot: einige Originalbriefe und konziliare Papiere von dem bekannten Kanonisten Antonio Augustino, der als Bischof von Lerida 1562/63 dem Konzil antwohnte. Vom Escorial machte ich über Sonntag und Montag, auch um mich wieder satt zu essen, einen Ausflug nach dem sehr interessanten *Avila*, ohne aber irgend etwas zu gewinnen: Die Handschriften seien längst nach Madrid geholt, die zurückgebliebenen nicht geordnet. Das alte Lied! Das Stadtarchiv enthält, wie mir ein eben dort arbeitender Catedratico aus Madrid sagte, nichts für das Konzil. Das Museum Theresianum besitzt keine Bibliothek.

Um so mehr zog es mich nach *Salamanca*, das mir längst durch seine Theologenschule, später auch durch Uhlands Studenten, der einst bei der Stadt „früh in einem Garten saß und beim Schlag der Nachtigallen emsig im Homerus las“, merkwürdig war, ohne Ahnung, daß es 42 Jahre später weltberühmt werden sollte als zeitweiliger Sitz der Nationalen Regierung. Aber damals war es mir von Bedeutung durch seinen Bischof Mendoza, der als hervorragende Charakterfigur die dritte Konzilsperiode beleben half. Seinen Sucedido allerdings suchte ich dort nicht mehr, da mir Madrid ihn geliefert hatte, aber es müssen doch, meinte ich, im Archiv oder in der Bibliothek der Kathedrale noch Aufzeichnungen vorhanden sein. Dies verneinte aber der beide verwaltende Domherr aufs bestimmteste, und der Mann, für dessen Güte und Glaubwürdigkeit schon eine ungewöhnliche, mit seiner Jugend und Beweglichkeit seltsam kontrastierende Rundlichkeit sprach; der über seine vielen (vielleicht aus seiner frühen Beförderung zu erklärenden) Feinde klagte, die leider die trefflichsten Männer seien; der trotz der sein ganzes Gesicht mit Schweißperlen bedeckenden Augusthitze unermüdlich in Gefälligkeiten war — dieser Mann konnte nicht lügen. Das einstmals fast reiche Archiv, berichtete er, sei 1808 durch die Franzosen arg vermindert, dann durch die Revolutionen der fünfziger und sechziger Jahre so verschleudert worden, daß man kaum mehr die Regierungszeiten der Bischöfe des 16. Jahrhunderts feststellen könne. Am folgenden Tage machte ich der Universitätsbibliothek meinen Besuch, wo ich ebenfalls äußerst liebenswürdige Beamte, aber nichts für das Tridentinum fand. Meine letzte Hoffnung setzte ich auf das Dominikanerkloster St. Stephan, außerhalb der Stadt „in fells-

gem Tale gelegen". Ein Rudel Studenten begleitete mich von der Universität aus zu dem Konvent. Dort hatte Domingo Soto gelebt, der große Thomist, einer der Konzilstheologen der vierziger Jahre; dort war er, wie seine Ordensbrüder berichteten, auf seinen Wunsch unter der untersten Stufe der Treppe begraben, damit alle ihn mit Füßen treten sollten; dort durfte man doch auf manche Reliquie vom Konzil rechnen. Einstmals, wurde ich belehrt, sei wohl vieles dagewesen, aber teils seien die Handschriften in die Universitätsbibliothek übertragen, teils verschleudert worden; heute hat das Kloster nur noch gedruckte Bücher. Müde vom Suchen, vom Fragen und vom Hören freute ich mich, als ich abends 9 Uhr abreiste, auf die Ruhe im Eisenbahn-
abteil. Aber ein Herr, der sich nachher als Leibarzt der Königin vorstellte, hatte so viel Interesse für den deutschen Geistlichen, den er auf der Bibliothek habe arbeiten sehen, wie nur ein Deutscher arbeiten könne, daß er nicht genug fragen und nicht genug Vergleiche mit spanischen Verhältnissen anstellen konnte. So lieb mir der Mann war, so glücklich war ich gleichwohl, als er nachts um 2 Uhr in Medina del Campo ausstieg. Denn bei der Kürze der Zeit, die mir zur Verfügung stand, und bei den weiten Entfernungen mußte ich oftmals die Nacht auf der Bahn verbringen, um den Tag für die Archive und Bibliotheken frei zu haben. — In Segovia, der Stadt mit dem grandiosen, das ganze Tal wie ein steinernes Gitter absperrenden römischen Aquädukt, konnte man erwarten, die Kapitelsbibliothek werde wenigstens noch einen Teil der Korrespondenz bewahren, die der Vertreter der spanischen Kapitel auf dem Konzil 1562/63 im Kampf gegen die Bischöfe mit der Heimat geführt hatte. Aber nichts davon fand sich, sogar die Kapitelsakten aus jener Zeit sind verloren.

Noch stand mir die letzte und vielleicht ertragreichste Station meiner Reise bevor: das große spanische Staatsarchiv von Simancas, einem Bauern-
dorf, das von Andree, wenigstens in den ersten Auflagen, weder auf der Karte eingetragen noch ins Register aufgenommen ist, in dessen Nähe aber ein feuersicheres Schloß steht, das hervorragend geeignet schien, einem Archiv Unterkunft zu bieten. In diesem Schlosse war einstmals Don Antonio de Acuña, Bischof von Zamorra, „der Luther Spaniens“, der Führer des Comuneros-Aufstandes gegen Karl V., nach Niederwerfung der Revolution gefangengesessen, dort hat er nach einem mißglückten Fluchtversuch, bei welchem er den ihm das Essen bringenden Alcalde ermordete, unter dem Schwerte des Henkers seinen letzten Seufzer ausgehaucht. In diesem historischen Gebäude also lagern unübersehbare Schätze über die Zeit des Tridentinum und über dieses selbst, an deren auch nur teilweise Hebung nicht zu denken war. Ich konnte nur eine ungefähre Übersicht zu gewinnen suchen, deren Niederschlag Conc. Trid. I, p. XXVIII—XXX vorliegt. Hier hat der Herausgeber der

Briefe, Prof. Buschbell, einen großen Teil seiner beiden Bände geholt. Vieles, was für den Kommentar meiner Diarienausgabe verwendet werden konnte, habe ich damals kopiert. Eine Art Diarium über die Konzilsperiode 1551/52 war zu mager, um ganz abgedruckt zu werden, so fanden die wichtigeren Stücke desselben in den Anmerkungen ihren Platz. — *Balladolid*, die Bahnstation für *Simancas*, durfte nicht übergangen werden. In der Universitätsbibliothek ging es sehr rasch. Der Vorstand war verreist, sein Stellvertreter wußte nicht, ob ein Katalog der Handschriften vorhanden sei! Der Bibliothekar von *Santa Cruz* dagegen freute sich, daß ein Ausländer kam, nahm mich mit aller Liebenswürdigkeit auf und war in jeder Weise behilflich. Außer einigen Kopien aber betrifft das Konzil nur ein Band mit kürzeren und auch längeren (bis zu 6—8 Seiten) Biographien patrum, oratorum, theologorum, iuriconsultorum et aliorum Hispanorum, die dem Konzil anwohnten. — Von *Burgos* erhoffte ich wenig, und noch weniger war, was es bot. Dafür durfte ich aber wenigstens die herrliche gotische Kathedrale bewundern, und dem überalterten, kaum noch der Sprache mächtigen Domdekan erschien ich wie ein Engel des Himmels: als Reisender, meinte er, habe ich die beste Gelegenheit, einen Paß Aufrufe zum Antifreimaurerkongreß in *Trient*, mit dem er mich belastete, zu verteilen. Wie hätte ich den gütigen alten Herrn durch die Erklärung enttäuschen können, daß ich nicht in solchen Artikeln „mache“! Die Fahrt durch die baskischen Berge mit ihren grünen Matten und Wäldern war eine Erquickung nach dem monatelangen Anblick des sonnenverbrannten, graubraunen inneren Spanien. — In dem Seebad *S. Sebastian*, wo der liebenswürdige Graf *Arco* — der Hof und das ganze Diplomatische Korps hatten dort im Hochsommer ihren Sitz — mir rührende Gastfreundschaft bot, wollte ich Stadtarchiv und -bibliothek nicht ganz links liegenlassen und ward immerhin überrascht, eine Sammlung von Abschriften des 19. Jahrhunderts aus dem *Escorial*, aus *Simancas*, *Burgos* und *Balladolid* zu finden.

Damit war Spanien erledigt, und nun hatte ich nur noch das eine Ziel: *Paris* und *Nicolas Pseume*. Daß ich an *Lourdes*, zumal am Vorabend von *Mariä Geburt*, nicht vorbeifahren konnte und das Fest dort feiern wollte, obwohl für das *Tridentinum* nichts zu suchen war, wird man begreiflich finden; an einem weniger belebten Tage dürfte es aber erbaulicher sein. In der *Pariser Nationalbibliothek* war es eine schwierige, aber äußerst reizvolle Aufgabe, unter den nicht wenigen *Psalmäus-Rodizes* Musterung zu halten und den als Grundlage der Edition geeignetsten herauszufinden. Als solcher ergab sich *Parisin. lat. 1533*, zwar eine Überarbeitung aus dem 17. Jahrhundert, aber auf Grund von *Material*, das ebenfalls vom Verfasser stammte.

Leider kam ich auf den noch wichtigeren 3774 A zuletzt, weil er im Katalog als des Psalmeus Collectanea theologica aufgeführt wird, nur der zweite Teil enthält Fragmente über das Konzil. Wichtig nennt der Verfasser das Buch kleinen Formats Commentarius, diarium seu ephemeris actionum quotidianarum; es war sein Notizbuch, das ihn auch in die Kongregationen des Konzils begleitete. Es enthält zumeist Bemerkungen im Lapidarstil, nur zuweilen wird es ausführlicher, aber es konnte als Leitfaden dienen, an den ein Späterer (M. Hussion) das in des Bischofs Papieren sich findende weitere Material (er selbst zitiert gelegentlich *alium librum*) angereicht hat. Die von Lord Acton zur Abschrift ausgewählte Fassung (Fonds nouv. 11612) ist die jüngste, aber schönst geschriebene; sie und schon ihre Vorlage (1531) haben nicht nur unsinnige, durch mangelhafte Lateinkenntnis entstandene Schreibfehler, sondern sie schieben Einlagen zwischen zwei Blättern, die durch Zeichen an eine Stelle einer Seite gewiesen werden, sklavisch zwischen das letzte Wort der einen und das erste der anderen Seite ein, wodurch natürlich der Zusammenhang völlig zerrissen wird und eine heillose Verwirrung entsteht, wie wir sie bei Woker sehen. Für eine lange Reihe folgenschwerer Irrtümer, die durch die flüchtige Schrift des Pseaume und durch das Bemühen seines Bearbeiters Hussion entstanden, den von jenem nur durch ihre Bischofsitze bezeichneten Sprechern auch ihren Namen zu geben, die er erst in ihm zugänglichen Verzeichnissen suchen mußte, nur ein paar Beispiele. Das Anfangswort des Sazes: *Cupimus* (*retinere nomina...*) liest Hussion *Cyprius* und beeilt sich, diesen als einen *archiepiscopus* aus Cypern mit Beigabe seines Namens vorzustellen (Conc. Trid. II, p. 805, 1). Aus dem *catharrus* des Notizbuches, der den Verfasser *impedivit*, *quominus explicatius et liberius dicerem*, macht Hussion einen Bischof von *Cattaro*, dessen Namen er auch weiß, der dem Kollegen von Verdun jenes Hindernis bereitet hätte, wozu er doch gar kein Recht hatte (p. 803, 32). Das Wort eines Bischofs, der den *cumulus beneficiorum* beklagt: *concupinas, quas tenemus cum uxoribus* (= neben der angetrauten Diözese noch andere) mißverstehet er von wirklichen Konkubinen und schreibt: *quas tenemus cum excommunicationibus* (p. 804, 37); p. 801, 35 liest er *obolum* statt *symbolum*, p. 802, 37 *innumeras* st. *enumeratas*, ebd. 39: *afferrent cupiditatem* st. *effrenem cup.*; 45 *non absolvatur* st. *absolvatur*; p. 803, 25 *revocandas* st. *renovandas*; ebd. *vestro* (*vro*) st. *omnia* (*oia*). An Stellen, die nicht aus dem Notizbuch, sondern aus anderen Aufzeichnungen Pseaumes stammen, kann man nur durch Konjekturen einen brauchbaren Text herstellen. So heißt es einmal: *medicus in se ignarus*. Das *se* ist „korrigiert“ aus *sibi*, welches die ursprüngliche Lesart erraten läßt: *insibi* ist verlesen, es hieß

zweifellos: *medicus morbi ignarus*, was trefflich in den Zusammenhang paßt³¹.

Ohne eine Prüfung sämtlicher Handschriften und namentlich ohne Auf-
findung des Notizbuches wäre es unmöglich gewesen, Ordnung in das
Chaos zu bringen. Eine Nachprüfung habe ich vor Fertigstellung des zweiten
Diarienbandes 1910 vorgenommen und dabei auch Handschriften in Verdun
und Saint Mihiel herangezogen. Einen ausführlichen Bericht über den Be-
fund an Kodizes habe ich *Conc. Trid. II*, p. CLV—CLXV gegeben.

Rascher als ich wollte und als der Arbeit gut war, mußte ich den Pariser
Aufenthalt abbrechen, da in den letzten Septembertagen 1896 die Görres-
Gesellschaft ihre Jahresversammlung in Konstanz hielt, und der Präsident
v. Hertling mir den Wunsch nahegelegt hatte, daß ich derselben über meine
Reise berichte. So erledigte ich schnell das zunächst Notwendige, das Übrige
einer späteren Zeit vorbehaltend, begrüßte am 28. nachmittags in Ellwangen
auf drei Stunden meine Mutter, fuhr abends noch bis Ulm, wo ich über-
nachtete, und erreichte am Morgen des 29. Konstanz. Am selben Tage hielt
der Präsident seine bald berühmt gewordene, klassische Rede: „Der Katholi-
zismus und die Wissenschaft“, am Nachmittag erstattete auf der historischen
Sektion u. a. Ehses den Bericht über das Historische Institut, und ich über
meine spanisch-französische Reise. Heute noch sehe ich das zweifelnde Lächeln
Hertlings über meine vermeintliche Übertreibung, als ich das Döllinger-
Wokersche Buch Pfuscherarbeit von A bis Z nannte und auch dessen Kritik
durch seinen Freund A. v. Druffel unsanft kritisierte. (Am folgenden Tage
hielt Alois Schmid seinen Vortrag über Möhler zu dessen 100. Ge-
burtstag, erschienen im *Hist. Jahrb.* 1897; den 100. Todestag des großen
Theologen feiert der Jahrgang 1938 und 1939 derselben Zeitschrift.)

Die spanische Reise hatte, was bei den vielen Nachtfahrten und bei der
zweifelhaften Ernährung in den meisten Hotels — ich war doch auf die billi-
gen angewiesen — kein Wunder war, mich stark mitgenommen, und der sor-
gende Präsident bot mir Erholungsurlaub an, so lange ich wolle. Aber diese
Erholung wollte ich in Rom, wohin ich nach kurzem Aufenthalt in Trient
in 14 Tagen zu kommen gedachte, bei mäßiger Arbeit finden. So fuhr ich
von der alemannischen Konzilsstadt zunächst nach der tirolischen, um die
dortige Kopie von Massarellis *Diarium I* zu kollationieren, nachdem das

³¹ Hiergegen halte man die auf Herabsetzung meiner Arbeit zielende Behauptung: „Die
Herausgeber der Briefe, der Diarien... verfügen über zusammenhängende, flott ge-
schriebene Texte“ (D. Pfülf S. J. in seiner Rezension meines II. Bandes, *Stimmen a.*
M.-Laach 83 [1922], 68—72). Briefe in „flott geschriebenen Texten“ sind wohl auch die
Konzepte der *Carte Cerviniane*, mit denen Druffel u. G. Buschbell sich abmühten? „Flott
geschriebene Texte“ für Diarien hatte freilich Lord Acton u. druckte Döllinger ab. Wohin
das aber führte, hat sich gezeigt. S. meine Antwort *Hist. Jahrb.* 34 (1913), 538—556.

Original sich nicht gefunden hatte. Dort aber zeigte mir der Bibliotheksdirektor Carlo Giuliani einen Brief von dem Direktor des Bologneser Staatsarchivs, Carlo Malagola, der über umfangreiche Aufzeichnungen des Uditore Gabriele Paleotti, der der dritten Konzilstagung als juristischer Beirat der Präsidentschaft angewohnt hatte, höchst verlockende Andeutungen machte. Nach Erledigung der Kollation eilte ich daher, nur bei der Kapitelsbibliothek von Verona (wo ich liebe österreichische Freunde kennenlernte) kurz verweilend, nach Bologna. Der mir unvergeßliche Malagola, der neun Jahre zuvor mit E. Friedländer die *Acta nationis Germanicae univ. Bononiensis* herausgegeben und einen hohen deutschen Orden dafür bekommen hatte, nahm sich meiner Sache an wie seiner eigenen und ging mit mir zu seinem Freunde, Graf Procolo Isolani, dem Besitzer der Papiere, traf ihn, als er eben das Haus verließ, überrumpelte ihn, daß er erlaubte, um nur loszukommen, die Sachen von seinem Sekretär uns geben zu lassen. So konnte ich acht Hefchen in Taschenformat, vom Uditore mit Aufzeichnungen in sauberer Bleistiftschrift dicht gefüllt, im Arbeitssaale des Staatsarchivs abschreiben. Da Gefahr im Verzuge war (der Graf konnte seine Liberalität bald bereuen), erbat ich mir von der Görres-Gesellschaft eine Hilfe, und so kam Herr Dr. v. Domarus aus Rom und kopierte einen umfangreichen Briefband, aus dem nachmals wertvolle Stücke in den Kommentar zu Paleotti aufgenommen wurden. Mich hielt die Arbeit bis Anfang Dezember fest (zwischenhinein sah ich mir den Paleotti-Kodex in Ravenna an), da bei den kurzen, nebeligen Spätherbsttagen die Arbeitszeit sehr beschränkt, eine Beleuchtung im Archiv aber nicht eingerichtet war. So konnten manche Stellen, weil sie durch offenes Tragen in der Tasche verwischt oder abgerieben waren, bei dem spärlichen Licht nicht entziffert werden, und als ich mehr denn zwanzig Jahre später, vor der Drucklegung, den Neffen und Erben des liberalen Grafen Procolo um Gestattung einer nochmaligen Einsicht bat, wurde ich mit allerlei Ausreden abgespeist. — Der Fund war vielleicht die bedeutendste Errungenschaft der ganzen Reise, noch wichtiger als der Guerrero-Nachlaß in Granada, vielleicht sogar als die Rekonstruktion der Pseaume-Aufzeichnungen in Paris. Hatte ich zuerst nur an eine Ergänzung der bekannten, von Mendham und von Theiner (im II. Bande seiner *Acta*) veröffentlichten Redaktion gedacht, so zeigte sich nun, daß man es mit einem ganz anderen Werke zu tun habe. Hier lagen die Aufzeichnungen vor, die während der Vorträge gemacht wurden, mit Angabe von Tag, Stunde und Charakter (Zusammensetzung) der Kongregation, auf der sie gehalten worden. Diese Aufzeichnungen gingen dann durch eine mehrfache Bearbeitung hindurch, deren Stadien ich nachher in Rom an einer Reihe bisher in ihrer Bedeutung nicht erkannter Paleottibände des Vat. Archivs feststellen konnte.

Die Drucke dagegen gaben die Schlußredaktion wieder, eine fortlaufende Darstellung, die sich leicht und angenehm las, aber nicht entfernt den Wert hatte, wie die erste Niederschrift, weil sie all der Daten und der Einzelheiten der letzteren entbehrt. Es bedurfte einer eigenen, auf diese ganz besonderen Überlieferungsverhältnisse angelegten Editionstechnik, um einerseits eine gewisse Übersichtlichkeit herzustellen, andererseits nichts von dem Material der verschiedenen Redaktionen zu verlieren. Die Hefchen Paleottis waren 333 Jahre nach ihrer Anlage abgeschrieben worden (1563—1896); aber noch mußte ein Menschenalter vergehen, bis sie das Licht der Öffentlichkeit erblickten (1931, Conc. Trid. III, 231—762). Wenn die zweite Hälfte dieses dritten Diariensbandes bis heute nicht erschienen ist, so liegt die Schuld daran, daß der Graf Fabio Guidi in Volterra ein von Bischof Jacopo Guidi, der dem Konzil in seiner letzten Periode anwohnte, über dasselbe geschriebenes Tagebuch uns bisher immer vorenthalten hat. Man sagt, diese italienischen Adeligen — auch Graf Isolani in Bologna scheint zu diesen zu gehören — träumen von Phantasiepreisen, die sie von Amerikanern für ihre Schätze bekommen werden. Aber ein nüchterner Amerikaner wird sich hüten, für eine so junge Handschrift, die rein theologischen Inhalts ist und über ein Konzil handelt, über das eine Menge von anderen Berichten vorliegt, auch nur entfernt einen so unverhältnismäßig hohen Preis, ja — auch nur einen kleinen Bruchteil dessen zu zahlen, was der Vatikan dem Grafen Guidi geboten hat. Vollends für die Handschrift des nunmehr gedruckt vorliegenden Werkes Paleottis wird weder ein Europäer noch ein Amerikaner viel anlegen wollen.

Auf die spanisch-französische Reise folgte in den Sommerferien 1897 eine solche nach Osterreich und Ungarn. Während Budapest in der Hauptsache nur Kopien von Konzilspapieren besitzt, bot Wien sowohl im Haus-, Hof- und Staatsarchiv wie in der Hofbibliothek eine überreiche Ernte, und zwar meist an Originalen. Heute ist aber ein nicht unwesentlicher Teil an Italien abgegeben worden. Indes sind die Wiener Bestände, von einem Stück abgesehen, hauptsächlich für die Brieffammlung und die Traktate ergiebig.

Nachdem so alle Stätten, die eine Ausbeute versprachen, abgesucht und die Textunterlage der einzelnen Stücke festgestellt, auch die Kommentierung im wesentlichen vollendet war, konnte man mit dem Drucke beginnen. Der Herdersche Verlag sandte eine Druckprobe ganz in der Art der *Collectio Lacensis*, gr. 4° und zweispaltig. Darob erschrak ich fast. Man war seit 1870, wo der erste Band dieser Sammlung erschien, in den Ansprüchen und Leistungen auf dem Gebiete der Buchausstattung doch etwas weitergekommen. Ich schrieb nach München an Grauert, ich schrieb an Herder. Der erstere versteckte sich hinter den Verleger, der uns ein *Quos ego* zurufen könnte. Auch

dieser verhielt sich zunächst ablehnend, überraschte mich aber dann mit einem Telegramm: *Accetto formato proposto, nuova prova seguirá.* Und sie kam, kam, wie ich vorgeschlagen, der Quartserie der *Monumenta Germaniae* ähnlich. So konnte ich später (*Theol. Revue* 1924, 433) feststellen: „Entsprechend jenem Druckmuster entstand ein Musterdruck.“

Der Druck konnte freilich nur langsam voranschreiten, da die Korrektur in der ersten Zeit manche Auseinandersetzung nötig machte, und als man an Massarellis erstes Diarium kam, dessen Text auf dem Barberin. B und dem Tridentinus beruhte, mußte mancher Druckbogen erst nach Trient wandern, um von Cavaliere Giuliani auf diese oder jene Lesart nochmals überprüft zu werden. Dann kam im Herbst 1898 meine Berufung nach Würzburg, wo mich für die erste Zeit das Lehramt völlig in Anspruch nahm. Erst Ende 1900 war der Druck vollendet, und in der Vorrede beklagte ich, eine Vergilstelle variierend, daß er so lange *haesit et in quartum vestigia retulit annum*. Die Kritik war glänzend, und eine besondere Freude erlebte ich mit dem Massarelli-Diarium, dessen Original ich so schmerzlich vermißte: dieses fand sich vor einigen Jahren, und zwar — in Rom, im Archiv der Jesuiten bei *Al. Gesü*. Der treffliche Präsekt des *Bat. Archivs*, Msgr. Angelo Mercati, bestätigte, daß es Massarellis Hand sei, und der Entdecker, P. H. Lennerz, schrieb einen Bericht darüber, den er mir freundlichst zusandte. Er gehörte gewiß nicht zu jenen Überflügen, die sich über den naiven deutschen Professor — der ich aber 1896 nicht war — lustig machten, der nach Spanien fährt, um einen so naheliegenden Kodex zu suchen. Aber mir kann dies doch am wenigsten zur Unehre gereichen. Lag der Kodex damals schon in Rom? Und wenn, wie konnte ich das wissen? Wußten es ja offenbar die gelehrten Männer selbst nicht, auch P. Hartmann Grisar nicht, der damals in der Bibliothek von Campo Santo des öfteren mit mir zu tun hatte, der zehn Jahre vorher selbst ein Werk über das Tridentinum herausgegeben hatte und dem der Plan der Görres-Gesellschaft und meine Arbeit für diese bekannt war. Im übrigen bestätigte das wiedergefundene Original, daß mein textkritischer Instinkt das Richtige getroffen und ich sogar das Format der Urschrift nach den Foliensahlen der Barberinischen Abschrift zutreffend errechnet hatte.

Dieser erste Band mit der Jahreszahl 1901 zählte CXXIX Seiten Einleitung, 873 Seiten Text (Severoli und Massarellis Diarien I—IV), der Rest des Bandes (931 S.) Register und 3 Seiten Addenda. Der zweite Band erschien 1911, umfassend CLXXVII und 964 Seiten (davon 895—964 S. Index). Er enthält Massarellis Diarien V—VII, Laurentius Pratanus, Seripando, Ludovicus Firmanus, Onuphrius Panvinius, Antonius Guidus, Petrus Gonzalez de Mendoza, Nicolaus Psalmäus. Erst nach zwanzigjähriger

Unterbrechung folgte 1931 die erste Hälfte des dritten Bandes, VIII und 762 Seiten. Die Einleitung soll der zweiten Hälfte beigegeben werden. Die Texte sind: Astolfo Servantios Diarium, verschiedene Schriften von Philippo Muffatti, Berichte von Philippo Geri, endlich die Acta Paleottis. Das Material für die zweite Hälfte liegt bis auf das erwähnte Guidische Diarium bereit.

Wenn die Abteilung Diarien unsere Sammlung eröffnete, so geschah es, weil diese Gattung von Quellen am ehesten einen Überblick über den ganzen Verlauf des Konzils gewährt. Der Schwerpunkt des Unternehmens waren und blieben die Akten. Deren mangelhafte Herausgabe durch Theiner hatte ja überhaupt den Wunsch nach einer vollständigen und zuverlässigen Veröffentlichung der Quellen für die Geschichte des Konzils angeregt.

Die Bearbeitung dieser Abteilung übernahm noch im Spätherbst 1894 Dr. phil. Stephan Ehses (geb. 9. XII. 1855 zu Zeltingen a. d. Mosel), der während des Kulturkampfes Theologie in Eichstätt, wo er wohl auch die Priesterweihe empfing, nachher Geschichte an der Universität Würzburg studiert und dort auch promoviert, im übrigen aber sich an Janssens Geschichte gebildet hatte, deren Richtung sich gleich in seiner Erstlingschrift über die Geschichte der Pöschschen Händel (1881) verrät. Kurz vor der Übernahme der Leitung des Historischen Instituts³² waren die eingangs erwähnten „Röm. Dokumente zur Geschichte der Ehescheidung Heinrichs VIII.“ (1893) erschienen. Ehses warf sich mit seiner gewaltigen Arbeitskraft und seinem enormen Fleiß auf seine Aufgabe. Wenn ursprünglich wie bei den Diarien der Döllingerschen Sammlung nur an Ausfüllung der von Theiner zugestanden und grundsätzlich gelassenen Lücken gedacht worden war, so zeigte sich natürlich beim ersten Vergleich, daß bei dem morschen Zustand des ganzen Baues solches Flickwerk vergeblich wäre. Der Hauptfehler der Theinerschen Publikation, den er selbst nicht erkannte und darum auch nicht eingestehen konnte, lag ja darin, daß auch das tatsächlich Gebotene keineswegs die wirklichen Protokolle darstellte, sondern eine spätere Überarbeitung, deren Minderwertigkeit gegenüber der Urfassung von selbst einleuchtet und durch die angestellten Proben nur zu sehr bestätigt wurde. So galt es also auch hier, ganze Arbeit zu tun und von vorne anzufangen.

Für die Anfänge des Konzils war die handschriftliche Grundlage geradezu ideal. Massarellis Liber originalis, d. h. die eigentlichen Protokolle (wenn auch teilweise sofort nach der Kongregation in Reinschrift übertragen) lagen

³² Den Titel „Direktor“ hatte ich ihm eigenmächtig verliehen auf dem Titelblatt der Röm. Quartalschrift (deren Faktotum ich für de Waal war), als er nach dem Ausscheiden Finkes die Redaktion für den historischen Teil übernahm. Auf seinen Zweifel, ob er sich so nennen dürfe, erwiderte ich: er solle, wenn jemand etwas dagegen habe, nur erklären, das habe ich getan. Aber niemand kümmerte sich darum.

für die erste Hälfte der ersten Tagung — mit Ausnahme der Zeit vor dem 1. 4. 1546, in der nicht protokolliert wurde, für die aber der *Commentarius Severolis*, die Quelle der späteren Akten, im ersten Diarienbände gedruckt war — in dem Bande *Concil. 62* vor. Auf diesem Grunde konnte zum ersten Male der authentische Text der Akten konstruiert werden. Dabei zeigt sich auf Schritt und Tritt, wie durch die willkürlichen Kürzungen, teilweise auch Einschaltungen und Änderungen Theiners scheinbare Irrtümer und Widersprüche Massarellis bald mit sich selbst, bald mit anderen Quellen, bald der Legatenbriefe gegen Angaben des Sekretärs und anderer entstanden und heillose Verwirrung anrichteten. Es bedeutet eine erquickende Genugtuung für den Herausgeber, aber auch für den Leser, wenn auf Grund der nicht verstümmelten Texte solche Bedenken und Zweifel gelöst und all die vermeintlichen Fälschungen oder Irrungen als nicht vorhanden erwiesen wurden. Ein drastisches Beispiel bildet der Bericht Theiners (I, 33^b) über die Predigt des Veroneser Grafen Ludovico di Nogarola bei dem Konzilsgottesdienst am Stephanstage 1545. Massarellis *Diarium I* (*Conc. Trid. I, 360, 18ss*) erzählt, wie sich der Graf, obgleich Laie (*se ben laico*), nachdem doch ein Augustiner bestellt war, als Prediger aufdrängte und dabei vom Kardinal von Trient und von anderen unterstützt wurde. Während der Predigt trug er ein Priesterbirett und die violette Tracht des Uditore Pighino, von dem er sie entliehen hatte. Er habe aber keinen Anklang mit seiner Predigt gefunden. Die amtlichen Konzilsakten dagegen sagen nach Theiner einfach: *oravit Ludovicus comes a Nogarola Veronensis, cler[icus] saecularis*. Dieser Widerspruch ließ einen A. v. D r u f f e l den Konzilssekretär zunächst der Fälschung und des Selbstwiderspruchs beschuldigen, veranlaßte ihn aber dann in einer gelehrten Akademieabhandlung³³ über den Grafen die Sache näher zu untersuchen. Aber der Scharfsinn war an ein Nichts verschwendet; im Ehses'schen Druck (*Conc. Trid. V, 540, 10 s.*) steht einfach: *habuit orationem Ill. D. Ludovicus comes a Nogarola Veronensis*, weiter kein Wort. Und in der Note dazu heißt es, der von Theiner benutzte *Cod. 116* wie die beiden *Codd. 119* und *44* der Akten haben weder *saecularis* noch *clericus*. Demnach hat Theiner, der Massarellis *Diarium I* mit seiner Feststellung des Laientums Nogarolas nicht hatte, einfach beide Zusätze beigefügt, weil er den Prediger wenigstens als Weltgeistlichen sich dachte. Noch folgenschwerer war die Verkürzung, welche der souveräne Herausgeber sich bei den Akten der Generalkongregation vom 7. 4. und der Sitzung vom 8. 4. 1546 gestattete. Die ersteren erledigt er (I, 88^b) in 2 $\frac{1}{3}$ Zeilen, bei Ehses (V, 83—89) nehmen sie über sechs Seiten ein; die Protokolle der Sitzung werden von Theiner auf stark einer halben Seite abgetan, wobei er von sich aus noch eine

³³ G. o. G. 63, Note 9.

in der Vorlage fehlende, sachlich nicht einmal zutreffende Kritik der Predigt des Servitengenerals gibt (für die eingelegten Texte freilich auf diese vorhandenen Drucke verweisen kann). Dieselbe Sitzung, allerdings mit den bei Theiner nicht abgedruckten Texten, füllt bei Ehses (V, 95—104) volle zehn Seiten. Durch die Zusammenziehung in den angeblichen *Acta genuina* ergeben sich die ärgerlichsten Widersprüche und scheinbare Irrtümer des Protokollführers, über die Brandi³⁴ vergeblich sich abmühte. — Sind die angeführten Schwierigkeiten durch die willkürlichen Streichungen des päpstlichen Archivars verursacht, so hat anderseits die Beiseitelassung der im Vatikanischen Archiv doch ebenso wie in späteren Redaktionen vorhandenen Urschrift nicht weniger ärgerliche Irrtümer verschuldet. So liest man bei Theiner (I, 197^a) in den Akten der Generalkongregation vom 21. VII. 1546 am Schlusse des Votums des Bischofs von Aquino ein Zitat aus Augustinus' Psalmenkommentar: *et ex Joanne*. So auch in Cod. 116, Theiners Vorlage. Jeder mann muß da an das Evangelium denken und wundert sich, daß der gelehrte Bischof dieses zuletzt zitiert. Im eigentlichen Protokoll aber heißt es: *et ex Joanne Driedone* (Conc. Trid. V, 365, 26), und in der Note erklärt Ehses, der Name Driedone sei von Massarelli so flüchtig geschrieben, daß er ihn später selbst nicht mehr lesen konnte, und so ließ er ihn einfach weg.

Schade, daß dieses Urprotokoll für die zweite Hälfte der ersten Trienter Zeit nicht erhalten ist! Der zweite Band wurde von Ehses und mir (s. o.) vergebens gesucht. Massarelli verweist am Schlusse des ersten (31. X. 1546) ausdrücklich auf die Fortsetzung in *alio volumine per me... composito*. An seiner Stelle mußte der auch von Theiner benutzte Band Concil. 117 eintreten, eine spätere, *nitidissime conscriptam actorum recensionem* enthaltend. Aber dieser wurde nach Ehses selbst (V, p. XX, 36 ss.) erst nach Schluß des Konzils geschrieben, also nicht vor 1564 oder 1565³⁵, und zwar nicht von dem alten und franken Massarelli selbst, sondern von einem Schreiber. Und da der zweite, doch ebenfalls während der Verhandlungen rasch hingeworfene Originalband kaum leichter lesbar war als der erste, so muß mit der Wahrscheinlichkeit gerechnet werden, daß auch hier manches nicht mehr entziffert werden konnte und darum übergangen wurde. Doch ist zum 28. XII. 1546 Driedo wenigstens als Driado verzeichnet, wo Theiner (I, 345^b) für Driadonis vermutet Drogonis (C. Tr. V, 741, 45).

Die Protokolle dieses unter Paul III. tagenden Konzils hat Ehses in den

³⁴ *Monumenta Tridentina* (Fortf. von Druffels Publikation) IV, München 1897, S. 419, 467.

³⁵ Nach dem Vorwort von VIII, p. VIII meinte man freilich, Massarelli habe seine Protokolle *parvo absque dubio intervallo*, also sehr bald nach den Kongregationen *nitide et solerter propria manu redigiert*. Auf eine Verstümmelung des Urprotokolls durch den Abschreiber wird IX, 579^a aufmerksam gemacht.

beiden Bänden IV (1904, CXLI und 619 S.) und V (1911, LX und 1079 S.) der ganzen Sammlung abgeschlossen, und der Herdersche Verlag hat ihnen wie den Diarienbänden eine vortreffliche Ausstattung gegeben.

Die Akten des Bologneser Konzils (des sechsten Bandes des ganzen Werkes und dritten der Akten) lagen von Anfang an in meinen Händen (s. o. S. 75 f.), die der Tagung von 1551/52 (des siebten bzw. vierten) sollten zuerst von einem Schüler Knöpflers, dann von dem nachmaligen Pfarrer Dr. A. Postina bearbeitet werden, kamen aber nach dem Tode von Dr. Vinzenz Schweizer ebenfalls an Ehses und wurden von diesem bei der Feier seines 70. Geburtstages im deutschen Campo Santo in Rom (9. XII. 1925; er starb 19. I. 1926) als druckreif bezeichnet. Der sodann mit ihrer Herausgabe betraute Dr. Joachim Birker aber, der gelehrt worden war, strengere Anforderungen an einen Bearbeiter zu stellen, als der inzwischen gealterte Ehses gestellt hatte, mußte nicht nur das Ganze zuerst umschreiben, weil kein Geher Ehses' Schrift lesen konnte (der einzige, der es gekonnt, war gestorben), sondern den fast ganz fehlenden textkritischen Kommentar erst beifügen, den sehr spärlichen sachlichen erweitern.

Da diese beiden Konzilsperioden anderweitig untergebracht waren, als Ehses die Protokolle von 1545/47 veröffentlicht hatte, wandte er sich der Schlußtagung zu, deren Akten er schon vor Ausgabe seines zweiten (V.) Bandes abzuschreiben begonnen hatte, und vollendete das Manuskript so rasch, daß er bei seinem Weggang aus Rom nach Eintritt Italiens in den Weltkrieg Mitte Mai 1915 das für den fünften Band der Akten (achten der ganzen Sammlung) abgeschlossen mit sich nehmen, das für den sechsten (bzw. neunten) nur im Text fertige, bald nachher durch Vermittlung von Schweizer Freunden sich in die deutsche Heimat senden lassen konnte. Und hier erlebte er eine freudige Überraschung. Obwohl alle Betriebe eingeschränkt, die meisten Angestellten zum Militär eingezogen waren, erklärte die Herdersche Offizin sich in der Lage, den Druck zu beginnen und in möglichst kurzer Zeit abzuschließen, sobald sie das ganze Manuskript in Händen habe. Bis Ende 1915 lag ihr dieses vor, und nach 2½ Jahren hätte es vollendet sein können, wenn nicht Krankheit und die Revolution 1918 die Fahrt von Rhein und Mosel nach München, wo der Herausgeber Wohnung genommen und sein Rüstzeug hatte, verhindert hätten. Gleichwohl konnte er am 20. II. 1919 zu Koblenz die Vorrede zu dem XI und 1024 Seiten umfassenden Bande schreiben, dem die Übersiedlung des Herausgebers in die Heimat, wo er die reichen Schätze der Münchener und Berliner Bibliotheken und Archive zur Verfügung hatte, trotz dessen unstillen und mühevollen Wanderlebens zugute kam. — Gegen Ende 1921 war auch der sechste (bzw. neunte) und letzte Band im Manuskript abgeschlossen, nachdem die Bibliotheken in München und Bonn das

Material für den Kommentar geliefert hatten. Deutsche Bischöfe und der Papst Benedikt XV., nach dessen frühen Tode Pius XI. und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft gaben für die Drucklegung, was in den bösen Zeiten der Inflation die Görres-Gesellschaft nicht vermochte. Die Vorrede dieses letzten Bandes (XXXI und 1193 S.) ist datiert: Boppard, Pfingsten 1923. Es war eine fast übermenschliche Leistung des allmählich alternden und kränkenden Mannes — der übrigens an kirchlichen Würden es bis zum Apostolischen Protonotar gebracht und seinen zweiten Band dem Papste Pius X., den letzten dem Andenken Benedikts XV. hatte widmen dürfen und in der Vorrede auch an Pius XI. den Dank nicht nur für das der ehemaligen „Kollegialität“ gedenkende Wohlwollen, sondern auch für reichste Spenden zur Drucklegung des Bandes danken konnte —, all die Kriegs- und Nachkriegsjahre hindurch ohne bleibenden Wohnsitz von Archiv zu Archiv, von Bibliothek zu Bibliothek, von Mosel und Rhein nach der Isar, von der Isar zur Spree und wieder an den Rhein zu wandern und dabei solche Riesenbände zu bearbeiten, nachdem er in Rom schon jahrelang ohne häusliche Pflege (eine Nichte war ihm jung weggestorben) sich auf Gasthäuser angewiesen gesehen hatte.

Aus den schwierigen Verhältnissen, unter denen die Zubereitung für den Druck wie dieser selbst bei den beiden letzten Bänden erfolgte, erklären sich gewisse Mängel in der Gestaltung des Textes und besonders in den Anmerkungen, in denen bisweilen eine gewisse Reizbarkeit auffällt³⁶. Eben daraus ist zu entschuldigen, daß er den *Ordo celebrandi concilii*, von dem seinerzeit der Streit zwischen Theiner und Pius IX. ausging, und den er erst am Ende der Protokolle bringen wollte (s. V, p. XX⁶), ganz vergaß (er wird dem letzten Traktatenbande beigegeben werden). Dagegen waren es Rücksichten auf Raumersparnis, wenn er, hierin Theiner ähnelnd, seit dem achten Bande (Vorw. S. IX) die in den Akten sich findenden Berichte über Gottesdienste an Sonn- und Feiertagen, die Namen der Zelebranten und Prediger, auch Schilderungen von feierlichen Einzügen einfach strich, weil sie in den Aufzeichnungen des Zeremonienmeisters (von denen ich aber nur einen kleinen Teil veröffentlicht hatte) zu lesen seien. Ebenso überging er die Bemerkungen über Ankunft von Prälaten und Oratoren, worüber er im Register Angaben bringen wollte. Ja, er ahmt des verfeimte Theinersche Verfahren direkt nach, wenn er VIII, 399, 24 erklärt, er übergehe alle Prälaten, die zustimmten — deren seien es 101 —, und führe nur die auf, die Einwände erhoben. Ähnlich werden VIII, 352, und IX, 379³ wiederum die zustimmenden nicht nur nicht genannt, sondern auch ihre Zahl wird nicht angegeben. Alles das hätte für beide Bände zusammen kaum einen Bogen mehr ausgemacht, und den

³⁶ Auf Beispiele gereizter Hyperkritik habe ich *Theol. Revue* 1924, 428 f., hingewiesen.

dadurch ersparten Raum hat der Herausgeber durch Hereinnahme nicht hergehörenden Materials um mehr als das Zwanzigfache überschritten. Im ersten Bande der Acta (V) gehen 512 Seiten auf Briefe und Auszüge aus Berichten und Tagebüchern, die doch in andere Abteilungen gehören, erst auf den letzten 74 Seiten kommt der Anfang der Protokolle! Prolegomena, die über die handschriftliche Grundlage der letzteren Aufschluß gäben, fehlen ganz. Daß Acta in unserer Sammlung nur die Bedeutung „Protokolle“ haben, beirrte den Bearbeiter nicht, wie er sich auch an den Plan unserer Sammlung und die Abgrenzung gegenüber den Mitarbeitern je länger je weniger fehrte. So las ich oft bei ihm Stücke, die ich längst für die Diarien bearbeitet und seit Jahren daliegen hatte, in seinen Protokollbänden; meine ganze Arbeit war damit umsonst. Noch im letzten Bande kommt in der aus lauter Briefen und Auszügen aus diarienartigen Quellen bestehenden Appendix der Brief der Trienter Legaten an Philipp II. vom 30. 3. 1562, der dem im dritten Diarienband nachher gedruckten, im Manuscript damals längst vorliegenden Corpus Musottianum entnommen ist; wiederum war meine auf die Kollation der römischen und florentinischen Handschriften (Ehseß benutzte nur eine römische) gegründete Bearbeitung entwertet, ich konnte nur auf IX, 1124 verweisen. Ja, auf der Tagung der Görres-Gesellschaft 1917 hielt er einen Vortrag über das von ihm „entdeckte“ Diarium J. B. Fickers, auf das ich schon 1901 im ersten Bande S. XXXII, 24 aufmerksam gemacht und das ich 1904 in der Löwener Revue d'histoire ecclésiastique behandelt hatte, die diaria nannte er (VIII, p. 8) omnino autographa, während mindestens zwei Hände dort erscheinen. — Mit den Massarelli-Akten, die doch ein geschlossenes Literaturwerk darstellen und, wie bei einer Verhandlung darüber auch Grauert vertrat, nicht zerissen werden dürfen, verfuhr Ehseß sehr frei. Er nahm Briefe, Mandate, Kredenzen usw., die auf Kongregationen oder Sessionen verlesen wurden und also da ihren Platz hatten, aus den Akten heraus und reichte sie, aber nicht konsequent alle, in die von ihm vorausgeschickte Brieffammlung ein, und in den Akten wurde auf diese verwiesen. Ja, die letzteren wurden selbst nach Art einer Brieffammlung behandelt und die Stücke fortlaufend numeriert, so zwar, daß z. B. eine Kongregation oder Sitzung eine Nummer erhält, dann aber eine auf derselben gehaltenen Predigt oder ein Botum, ja sogar das Mitgliederverzeichnis wieder eine eigene, so daß die Teile dem Ganzen koordiniert werden, dem sie doch untergeordnet sind, und Zusammengehörendes auseinandergerissen wird. So geht die Übersicht über den Verlauf des Konzils, das doch durch Kongregationen und Sitzungen gegliedert ist, völlig verloren und ist alles eine gleichförmige Masse.

Doch sind das alles mehr Schönheitsfehler. Das entscheidende ist, daß das Material mit einer bisher für unmöglich gehaltenen Vollständigkeit gesammelt ist, daß die für Geschichte der Theologie, des Rechts, der Verfassung, Disziplin und Liturgie wie für die Gelehrtengegeschichte außerordentlich wertvollen Originalvoten aus den entlegensten Schlupfwinkeln aufgespürt und veröffentlicht wurden, ein Denkmal deutschen Fleißes des Sammlers und Herausgebers, aber auch des wissenschaftlichen Ernstes der Trienter Konziliaren.

Über der dritten Abteilung unseres Unternehmens, der Briefsammlung, hat gleich zu Anfang ein eigentümlicher Unstern gewaltet: die wichtigsten und am vollständigsten erhaltenen Teile der konziliaren Korrespondenz, die der dritten Periode, fehlen in unserer Sammlung. Ihre Bearbeitung übernahm das Österreichische Historische Institut. Dessen Leiter, der berühmte Theodor von S i c k e l, berichtet darüber, wie er im Interesse der von seinem Institut zu bearbeitenden Nuntiaturberichte unter Pius IV. sich auch um die Abteilung Concilio des Vat. Archivs kümmerte und die Korrespondenz zwischen der Kurie und den Konzilslegaten fand und — das Weitere sagt er nicht, aber es war allgemein bekannt: da sich die Voraussetzung, daß für seine Nuntiaturberichte reiches Material vorliege, als irrig herausstellte, griff er zu diesem Briefwechsel. Er berichtet im Jahre 1895 als Ergebnis einer Besprechung zwischen ihm und dem Vertreter der Görres-Gesellschaft, Prof. Kirsch, welcher, nachdem „Prof. Finke [im Frühjahr 1894] die erste Orientierung begonnen“, „die eigentlichen Vorarbeiten in Angriff nahm, welche dann Herr Dr. Ehses fortsetzte“: von einer Konkurrenz zwischen den „Sendlingen“ jener Gesellschaft „konnte nicht die Rede sein, denn von den Acta concilii, welche sie bearbeiten, ist . . . der auf das Konzil bezügliche Briefwechsel, welchen allein und sogar in der Beschränkung auf wenige Jahre [für welche allein er im Vat. Archiv vorhanden ist!] ich ins Auge gefaßt habe, streng geschieden“³⁷. Ob Kirsch damals über den Plan des Concilium Tridentinum so wenig orientiert war, daß er von der Zugehörigkeit der Korrespondenz zu unserem Plan nichts gewußt hätte, oder ob Sichel, der Meister der Diplomatie, sich als solcher auch in der Diplomatie zeigte, mag dahingestellt bleiben. Immerhin sprach G r a u e r t stets von den Acta Tridentina, die wir bearbeiten wollen, und da lag die enge Deutung im Sinne der Protokolle nahe. Als E h s e s im Spätherbst nach Rom kam, betrachtete er die Sache als abgetan, das reichste Stück für unseren Codex epistolaris war endgültig verloren (s. o. S. 64).

³⁷ Th. v. S i c k e l, Römische Berichte I (Sitzungsber. der Wiener Akademie, philos.-hist. Klasse 133, Wien 1895, S. 8, vgl. 10); derselbe bei S u s t a, Die röm. Kurie u. d. Konzil v. Trient I, Wien 1904, S. IV f.